Neujahrsblatt

herausgegeben

von der

Stadtbibliothek in Zürich

auf das Jahr

1884.

Lebensabriß

von

Salomon Vögelin,
Pfarrer und Kirchenrath.

Zürich,
Druck von Orell Füßli & Co.

STADTBIBLIOTHEK
ZÜRICH

Salomon Voegelin.

Geb. 12 Juni 1774.

Gest. 3 Januar 1849.

Lebensabriß

von

Salomon Vögelin,

Pfarrer und Kirchenrath.

I.

Salomon Vögeli wurde den 12. Juni 1774 zu Stein am Rhein geboren, und hier brachte er auch, mit Unterbruch der Studienjahre, seine Jugendzeit zu.

Stein, ein von der großen Touristenroute abgelegener und heute wenig besuchter Ort, darf wohl zu den landschaftlich reizendsten Punkten der Ostschweiz gezählt werden. Da wo der Rhein dem Becken des Untersees entströmt, unterhalb der Stelle, wo aus seinen Fluthen die grüne Insel des heil. Otmar auftaucht, dort liegt am sanften Abhang eines Höhenzuges das Städtchen, und spiegelt sich mit seinen alten Häusergiebeln, mit seinem hohen, schönen Kirchthurm und den schlanken Pappeln in dem klaren Strome. Vorzüglich malerisch treten die in den Rhein hinausgebauten Häuser am obern Ende des Städtchens hervor: das Pfarrhaus, landeinwärts früher durch Mauer und Bastion geschützt, und das alte Kloster, nachmals Amthaus, mit seinem über dem Wasser überhängenden Erker. — Jenseits des Flusses blickt die Gruppe der Häuser „Auf Burg" mit ihrem Kirchlein aus dem Grünen wie aus einem Garten heraus. Weiter stromabwärts liegt die Propstei Wagenhausen, und auf dem rechten Ufer mitten in Obstbäumen das Dorf Hemmishofen.

Ueber diesem reichen Gelände aber erhebt sich steil das Schloß Hohen-Klingen, ein redender Zeuge der wehrhaften alten Zeit, und heute noch ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt Stein. Und welche Rundschau erschließt sich nicht auf dieser Warte dem entzückten Blick! Im Osten der See, von sanften Höhenzügen begleitet, von welchen Schlösser, Ruinen, Kirchen hinüberglänzen; darüber bei klarer Luft die energischen Linien des Säntis und der Kurfirsten. Ueber der nächstgelegenen einförmigen Welle des grünen Stammheimerberges blicken die entfernten Höhen des Zürichbiets, Hörnli, Schauenberg, Uetliberg, Lägern hervor, darüber der Kranz der Schneegebirge, den die Gipfel des Berneroberlandes glänzend schließen. Nach Westen zu verschwimmen Randen und Schwarzwald im Duft. Hinten aber, gegen Norden hin, ruht das Auge auf einem

großen Waldmeer, aus dem einzelne Höfe wie Inseln auftauchen, und weiter hinaus die Höhen des Hegau thurmgleich emporstreben.

Die fruchtbaren Gefilde zwischen diesen Grenzpunkten durchzieht der Rhein, tiefgrün mit dunkleren Buchten und helleren Untiefen, in der Ferne wohl aufleuchtend wie ein glänzender Spiegel. Wo aber die leichte schöne Brücke über den Strom geschlagen ist, hart zu unsern Füßen liegt Stein, inmitten seiner Weinberge und Obstgärten ein Bild gesegneten Wohlstandes und ungetrübten Friedens.

Gewiß führte Stein im vorigen Jahrhundert das behagliche, nur vorübergehend von einzelnen kirchlichen oder politischen Aufregungen unterbrochene Stillleben der meisten Schweizerischen Landstädtchen.[1])

Die ungefähr vierzehnhundert Seelen starke Einwohnerschaft lag dem Betrieb der üblichen Handwerke, dem Landbau, dem Weinhandel nach Zürich und ins Schwabenland, der Schifffahrt nach Schaffhausen und nach dem Untersee ob, und fand hierin, sowie in dem stark besuchten Markt, im Zoll, und in dem Erwerb, welchen die Durchfuhr mit sich brachte, die Quelle eines sichern Wohlstandes. Dazu kamen, um die Lage der Bürger sorgenlos zu machen, ansehnliche Zunftgüter.

Für den Unterricht der Bürger bestunden zunächst die Deutsche Knaben- und die Deutsche Mädchen-Schule, welche die Kinder vom fünften Altersjahre an mit Unterbruch der Hebstferien das ganze Jahr hindurch besuchten, und in denen sie Lesen und Schreiben lernten und zu Gedächtnißübungen aus dem Zürcherischen Katechismus, dem Psalter u. a. religiösen Schriften angehalten wurden. Dazu kam dann noch im Jahre 1707 eine trotz der Beschwerde des Zürcherischen Diakons in Stein errichtete Lateinschule, die ein Provisor besorgte. Man darf sich aber darunter keineswegs dasjenige vorstellen, was wir heute eine Realschule mit Lateinunterricht nennen würden. Vielmehr waren, wie der offizielle Bericht über diese Schule ausführt, Religion und Lateinische Sprache die Hauptgegenstände des Unterrichtes. Anläßlich der Lateinischen Sprache ward auch der Grund zur Deutschen gelegt. Die Schüler sollten es bis zum Lesen größerer Stücke aus klassischen Autoren bringen, aber freilich war das nur erreichbar, „soweit es die Fähigkeit und der längere oder kürzere Schulbesuch gestattet." Den Fähigsten wurde „nach Maßgabe der Zeit das Nothwendigste aus der Naturgeschichte, Erdbeschreibung und allgemeinen Weltgeschichte beygebracht." Betreffend die Schuldisziplin gab es kein Reglement, weder für die Lehrer, noch für die Schüler, noch für die Eltern, und der Schulrath konnte, ohne vorhergegangene Genehmigung des Magistrates nicht das Mindeste verfügen.[2])

So stund es um die Volksschule in Stein. Wer eine höhere Ausbildung wünschte, als diese bot, speziell wer studiren wollte, war auf den Besuch der Schulen von Schaffhausen oder Zürich angewiesen.

Daneben hören wir von einer Musikgesellschaft, die eine kleine Bibliothek (meist geographischer und geschäftlicher Werke) besessen habe. Aber von einer besondern Anregung, die von dieser Gesellschaft oder ihrer Bibliothek ausgegangen wäre, vernehmen wir Nichts.

In kirchlichen Dingen waren für Stein die Zustände innerhalb der Zürcherischen Kirche maaßgebend. Denn der Pfarrer und der Diakon gehörten der Zürcherischen Synode an und stunden unter der Kontrolle derselben, beziehungsweise des Zürcherischen Examinatorenkonventes (Kirchenrathes).

Nach der geistlichen Dürre des XVII. fand auch in Stein zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts die Herrenhuter Brüdergemeinde, welche der erstarrten Orthodoxie in Lehre und Kultus neues Leben ein-

flößte, einen fruchtbaren Boden. Die Zahl der Theilnehmer an den Versammlungen belief sich in den 1730er Jahren auf hundert, und unter diesen waren mehrere angesehene Bürger und selbst Rathsglieder. Allein obwohl die Herrenhuter sich streng jeder sektirerischen Separation enthielten, vielmehr ausdrücklich Glieder der Staatskirche bleiben und eben dieser die geistige Erneuerung zu Theil werden lassen wollten, so schien der enge Verband der „Brüdergemeinde" eben doch mit der kirchlichen Ordnung unverträglich. Die herrschende Richtung suchte also die „Sekte" auf ihrem Gebiet zu unterdrücken; so in Zürich und demgemäß auch in Stein. Doch fanden eigentliche Verfolgungen erst im Jahre 1740 statt anläßlich der Ankunft zweier Deutscher Herrenhuter-Prediger. Dieselben wurden am Rheinthor mit Kolbenstößen zurückgewiesen, und als der Zeugherr Winz sie dennoch in die Stadt geleitete, entstund hier ein gewaltiger Tumult, der indessen geschlichtet werden konnte. Dagegen gab Veranlassung zu neuer Aufregung der Beschluß des Rathes, der am 2. Mai 1740 vier schlichte Bürger, sowie mehrere Frauen mit Geld büßte, weil sie miteinander aus Arndts „Wahrem Christenthum" gelesen und geistliche Lieder gesungen hatten. Ja, es hieng nur an Einer Stimme, daß sie nicht ins Gefängniß gesetzt wurden. Der Handel wurde nun vor den Rath in Zürich gezogen, der sich bis ins folgende Jahr mit demselben zu beschäftigen hatte und endlich den 20. Juni 1741 — trotz der tapfern Vertheidigung der Pietisten durch die beiden Winz, den Stadtschreiber und den Bürgermeister, und deren freundliche Unterstützung durch den Antistes Wirz — alle außerkirchlichen Zusammenkünfte und die Herrenhutsche „Schwärmerei" gänzlich untersagte. Aber es dauerte bis 1744, ehe der Sturm sich allmälig gänzlich legte und die Bewegung erlosch.

Seit dieser Zeit freilich blieb die Kirchgemeinde Stein von jedem von Außen kommenden Anstoß zu lebendigerer Religiosität verschont. Dafür aber mußte sie 1755 das Aergerniß erleben, daß der regierende Bürgermeister Winz seine „Religion" änderte und zum Katholizismus übertrat. Er erhielt in Konstanz die Stelle eines Rentmeisters, und 1757 entwich auch seine Tochter mit vier kleinen Kindern, „des Abfalls verdächtig", dorthin.

Besonders eigenthümlich aber waren die politischen Verhältnisse des Städtchens.

Obgleich Stein seit dem Jahre 1484 unter Zürcherischer Hoheit stund und demgemäß an seinen Stadtthoren die Zürcherischen „Ehrenzeichen" trug, erfreute es sich dennoch einer fast unbeschränkten Selbstherrlichkeit.

Die gesammte Stadtverwaltung lag in den Händen der Bürgerschaft und ward — pompöser als in den meisten regierenden Städten der Eidgenossenschaft — durch einen dreifachen Rath ausgeübt: Den geheimen oder Kriegsrath, das eigentliche geschäftsführende Kollegium von 6 Mitgliedern, den kleinen oder täglichen Rath von 19, und den großen Rath, auch „Rath und Gemeinde" oder kurzweg „Gemeinde" genannt, aus weitern 20, mit dem kleinen Rathe zusammen also 39 Mitgliedern.[3]) Dazu kamen für die einzelnen Zweige der Administration noch besondere Rathskommissionen. An der Spitze des „Regimentes" stunden zwei jährlich am Pfingstmontag wechselnde Bürgermeister und ihre zwei Statthalter; unter ihnen die beiden Seckelmeister, die beiden Salzmeister, der Ober-Bauherr, der Spitalpfleger und — in allen Kollegien mit Sitz und Stimme — der Stadtschreiber. Die Dörfer und Höfe Ramsen, Biberen, Wagenhausen und Steinbach aber wurden durch eigene, aus dem Rathe gesetzte Obervögte verwaltet. — Alle diese Behörden und Beamtungen wurden gewählt und funktionirten ohne irgend welche Einmischung von Seite Zürichs. Einzig beim Stadtgericht setzte der Zürcherische Rath den Schultheißen als Präsidenten, und den Gerichtsweibel; beide aber wurden aus den Bürgern von Stein genommen, und beide

hatten, wenn das Gericht über Leben und Tod urtheilte, abzutreten. Denn auch die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit im Stadtbezirk übte die Stadt aus, desgleichen einen Theil der Gerichte in den ihr zuständigen Dörfern und Höfen. Die Appellation an den Rath in Zürich fand nur beim Ehegericht und bei Streitigkeiten zwischen Einheimischen und Fremden statt. Endlich war Stein auch von dem Zunftzwang und dem kaufmännischen Monopol, welche Zürich in seinem ganzen Gebiete durchgeführt hatte, befreit.

Hienach reduzirte sich die Oberhoheit Zürichs über Stein — abgesehen vom Recht, in Kriegsfällen die Stadt zu besetzen und über ihre Wehrkraft zu verfügen — auf den Besitz des ehemaligen Klosters und die Ausübung der demselben zustehenden Rechte, der Bestellung des Schultheißen und Weibels am Stadtgericht und der Wahl des Pfarrers und des Diakons an der Stadtkirche. Ein Zürcherischer Amtmann residirte im Kloster zu Stein. Allein er hatte lediglich die Oekonomie desselben zu verwalten. Irgend welche Regierungsgewalt stund ihm — mit Ausnahme der Aufsicht über die Herrschaft Ramsen — nicht zu; und ebensowenig übte er außer dem Klosterbezirk eine Gerichtsbarkeit zu Stein aus. Dagegen war er immerhin eine Person von fühlbarem Einfluß. Von ihm hieng zum großen Theil das gute oder üble Einvernehmen zwischen Zürich und Stein ab.

Im Ganzen darf man sich dieses Einvernehmen wohl als ein freundliches vorstellen. Zürich erwies sich gegen die Stadt Stein vielfach generös, z. B. durch Addidamente zur Besoldung des Schultheißen, durch Beisteuern an die öffentlichen Bauten; so schenkte der Rath von Zürich 1777 der Stadt 50 Louisdor an den Brückenbau, und berücksichtigte auch bei der Wahl der Geistlichen die Wünsche und Vorschläge des Rathes von Stein. Dieser hinwiederum ließ es an Aufmerksamkeiten gegenüber Zürcherischen Magistraten nicht fehlen. So sandte er z. B. 1712 dem Zürcherischen Gesandten auf der Tagsatzung zu Baden einen Hirschen zum Präsent, und wiederholte dieses Geschenk 1743 zu Handen des neugewählten Bürgermeisters des Standes Zürich, J. Fries.

Allein daneben bestund doch ein fortdauernder Gegensatz zwischen den beiden Städten. Eine solche privilegirte Stellung, wie sie Stein genoß, mußte, verbunden mit dem Besitze reicher öffentlicher Güter, das Souveränetätsgefühl der Bürger aufs Höchste steigern. So hielten diese denn fortwährend an der Idee ihrer Reichsunmittelbarkeit fest, wie sie sie im fünfzehnten Jahrhundert besessen hatten, und betrachteten sich demgemäß nicht als Untergebene, sondern als Verbündete, Schutzverwandte Zürichs. Deßhalb ließen sie sich noch 1748 von Kaiser Franz I. — heimlich — ihre Freiheiten und Privilegien bestätigen, und suchten sie — entgegen einem Entscheide von 1668 — bei der jährlichen Huldigung gegenüber Zürich „des Reiches Ehre" vorzubehalten. Deßhalb legten sie 1758 die neu zusammengetragenen, von Bürgermeister, Rath und Gemeinde bestätigten, von der Bürgerschaft beschworenen Stadtsatzungen dem Rathe zu Zürich nicht zur Genehmigung vor. Deßhalb endlich wahrten sie auch so eifersüchtig das von Zürich bestrittene Recht der Werbung auf ihrem Gebiete.

In diesen Verhältnissen lag der Keim zu ernsthaften Kollisionen. Und diese brachen 1783 wirklich aus anläßlich eines vom König von Preußen, Friedrich dem Großen, an die Räthe der Stadt Stein gerichteten Gesuches um Bewilligung einer Werbung.[4]) Zürich verbot diese Werbung in einem Schreiben, das den berührten Ansprüchen der Bürgerschaft von Stein scharf entgegentrat, und das unter derselben eine ungemeine

Gährung erzeugte. Man sprach davon, die Gewehre bereit zu halten, die Verbindung mit Zürich abzubrechen, sich an's Reich anzuschließen. Der Winter 1783/84 vergieng unter fruchtlosen Verhandlungen: Belehrungen, Abmahnungen von der einen, Rechtfertigungen, Protesten von der andern Seite. Zürich verlangte das persönliche Erscheinen einer Abordnung von Stein in der Hauptstadt. Nach viermaliger Absage gieng diese Deputation Anfangs März ab und übergab dem Rath in Zürich ein Memorial, dessen Ton aber den Unwillen der Regierung erweckte. Die Deputirten wurden in Zürich zurückgehalten und zugleich Truppen gegen Stein aufgeboten. Den 9. März Abends rückten 750 Mann, 50 Dragoner nebst 4 Kanonen in das Städtchen ein und besetzten die Thore und Schanzen, die öffentlichen Gebäude, das Zeughaus, die Wohnungen der Häupter der Stadt, das Dörfchen „Auf Burg" und das Schloß Hohenklingen. Die Schlüssel zu den Thoren und zum Archiv wurden zu Handen genommen, die Bürger entwaffnet. — Jetzt verstummte der übermüthige Hohn, mit dem man in Stein sich über die Zürcherischen Exekutionstruppen, da sie noch erst aufgeboten waren, lustig gemacht hatte.[5]) Als sie nun wirklich einrückten, ward nicht der mindeste Widerstand versucht. Auch die Hülfe des Kaisers, auf die man gepocht, blieb aus. Stein mußte eine Submissionserklärung ausstellen und die Truppen vorderhand im Quartier behalten, auch 10,000 Gulden bezahlen. Im Uebrigen verfuhr die Regierung mild, beschränkte sich — ganz im Gegensatz zu der schroffen Haltung, die sie 1794 und 95 gegen die Gemeinde Stäfa einnahm — auf wenige und geringe Strafen gegen die am stärksten Kompromittirten, und suchte auch in der Form den Bürgern von Stein möglichst entgegenzukommen. Sonntag den 18. April fand die Huldigung statt. Der ganze Rath erschien im Amthaus und begleitete von dort die Herren Komittirten nach der Kirche. Von der ersten Thüre des Amthauses bis an die Kirche stund die „Garnison en espalier unter dem Gewehr, alle in schönster ordnung und klingendem Spil mit entzükender Pracht." Nach geendigter Predigt verlas der Stadtschreiber den Burgerrodel, dann hielt der Seckelmeister, nachherige Bürgermeister, Kilchsperger, „eine rede, die nicht sowohl ein meisterstück hinreisender eloquenz, als vilmehr dem Gegenstand angemesen ware. Alles wurde mit der grösten schonung in den sanftesten, süßesten worten ganz in der sprache Eines zertlichen Vaters, der mit Geliebten Kindern sich über Dero wahres glük unterhalt, geredt" u. s. w. Dann verlas der Legations-Sekretarius, Rathssubstitut Reinhard, den Schirmbrief und die neue Eidesformel, worauf der Eid geleistet worden, still mit gutem Willen und Ordnung. Aus der Kirche wurden die Herren Ehrengesandten in gleicher Ordnung von dem ganzen Magistrat in's Amthaus zurückbegleitet und auf den Mittag die Herren des Kriegsrathes invitirt. Ein Manöver der Truppen auf dem Niederfeld, zu dem man auch die beiden Herren Bürgermeister von Stein in einer Standeskutsche führte, endigte den Tag. Den 22. April „wurde die Garnison zurückberufen, die Schlüssel zu den Porten, dem Archiv und Gefengnusen, so auch besonders zu dem Zeughaus zurukgestelt und so mit aller möglichen politesse diese Traurige Scene geendet."[6])

In Zürich glaubte man sagen zu dürfen, der Aufstand sei so beigelegt, „wie es die Würde der hohen Landes-Obrigkeit und das innigste Wohl der Stadt erforderte, so daß die Herzen der Bürger mit Dank und Freude erfüllet worden."[7]) In Stein freilich blieb der Stachel einer tiefen Kränkung zurück, und eine Hauptschuld an dem unglücklichen Handel schrieb man dort dem Anstiften des Amtmanns Schwerzenbach zu.

II.

In dieser schwierigen Zeit war Pfarrer zu Stein Salomon Vögeli. Bei dem damaligen Ueberfluß an Kandidaten der Theologie hatte er, da er keiner vornehmen Familie angehörte — der Vater war Pastetenbäcker und Waagmeister der großen Ankenwaage — und sich wohl auch beim Studium nicht mehr als Andere hervorthat, bis in sein vierundvierzigstes Jahr auf eine feste Anstellung warten müssen. Geboren 1727, ins Ministerium aufgenommen 1752, wurde er erst nach fast zwanzigjährigem Informator- und Vikariatsdienst den 23. Januar 1771 von der Zürcher Regierung zum Diakon nach Stein gewählt. Daraufhin bewarb er sich in einem wohlgesetzten Schreiben um die Hand der „theuergeschätzten geliebtesten Jungfrau", nach deren Besitz er schon lange sich gesehnt, verhieß ihr, mit ihr „ein Leben voll Unschuld und Tugend zu führen", und erhielt in einem Briefe „voll Unschuld und Zärtlichkeit" ihr Jawort. Die Auserkohrene war Elisabeth Escher, die 1735 geborene Tochter des Junker Kaspar Escher, Med. Dr., eines durch hohe Schönheit und innige Religiosität ausgezeichneten Mannes, der aber frühe verstorben war und seine Familie in sehr beschränkten Verhältnissen hinterlassen hatte.[8]) Zwei Söhne hatten den geistlichen Beruf ergriffen, und im Hause des einen der Brüder fand denn den 9. Juli 1771 die Hochzeit statt.

Von den drei Kindern, welche den Eltern in dieser Ehe geschenkt wurden, blieb nur eines, Salomon, ein zarter, schwächlicher Knabe, am Leben; seine Pathen waren zwei Verwandte des Vaters: Herr Heinrich Vögeli, Diakon zum Predigern in Zürich[9]) und Frau Regula Huber, Herrn David Bürgklins von Zürich, Truckerherren und Zunftschreibers, Frau Eheliebste.

Schon den 23. März 1772 starb der Pfarrer Heß zu Stein, und nun beförderte auf Verwendung des dortigen Magistrates die Zürcherische Regierung den 23. März den Diakon — wie dieser selbst im Pfarrbuch vormerkt, mit 25 gegen 23 Stimmen — an dessen Stelle. Den 13. September 1772 wurde Vögeli in sein neues Amt eingesetzt, das er während siebenundzwanzig Jahren verwaltete. Es findet sich aus dieser langen Zeit keine Streitigkeit des Pfarrers weder mit dem Stadtmagistrat noch mit dem Amtmann, wie sie sonst nicht selten vorkamen, vorgemerkt. Freilich wissen wir auch Nichts über Vögeli's Haltung und Erlebnisse beim 1784er Handel. In dem Verzeichniß seiner Amtsverrichtungen ist einfach der Vormerk: „1784. Aprilis 18. Huldigung von Zürich. IV. Mos. XXX. 3." (Wenn ein Mann dem Herrn ein Gelübde thut, oder einen Eid schwöret, daß er seine Seele verpflichtet, der soll sein Wort nicht brechen, sondern nach Allem, was aus seinem Munde ausgegangen, soll er thun.)

Daß Vögeli seine Kanzelvorträge sorgfältig vorbereitete, läßt sich theils aus einem zu diesem Zwecke angelegten Register über biblische Materien, theils aus einer Menge seiner in sauberer Reinschrift ausgeführten Predigten schließen. Diese Predigten stehen noch streng auf dem Standpunkt der Orthodoxie, gleichwie auch die „Morgen-, Mittags-, Abend- und Nachtbetrachtungen eines Christen", welche Vögeli 1757 und 1758 anonym „bey Bürgkli" herausgab, und von denen wenigstens die „Nachtbetrachtungen" eine zweite „verbesserte" Auflage erlebten. Es ist dies die einzige bekannte Publikation des bescheidenen Landpfarrers, und Niemand würde aus derselben auf einen Verfasser von irgend welcher höhern Bildung rathen.

Darf man aber aus der von einem Manne selbst gesammelten Bibliothek einen Schluß ziehen auf den Umfang seiner Studien und auf seine litterarischen Interessen, so muß Vögeli einen für seine Zeit mehr als gewöhnlichen Grad der Bildung besessen haben. Denn unter seinen Büchern finden sich neben der theologischen, zum Theil durch gewichtige Werke, wie Breitinger's Septuaginta, vertretenen Litteratur, die alten Klassiker in überraschender Vollständigkeit, bis hinunter zu den Autoren dritten Ranges, wie Aelian, Apulejus, Epiktet, Petronius, Phädrus, den Tragiker Seneca und die Historiker Curtius, Florus, Justin. An die Klassiker schließen sich die neulateinischen Stylisten und Poeten: Erasmus, Muret, Hugo Grotius u. v. A. In die schöne Litteratur führte Breitinger's Critische Dichtkunst ein, und von den zeitgenössischen Dichtern zierten mindestens Brokkes, Drollinger, Haller die Bibliothek. Auf Beschäftigung mit vaterländischer Geschichte endlich weist J. H. Hottinger's Speculum Tigurinum, „Donum cel. Prof. Bodmeri."

Es ist natürlich, daß ein Mann von dieser Bildung auch seinen Sohn zu einer gelehrten Laufbahn, d. h. zum geistlichen Stande bestimmte; aber es überrascht, daß er die hiefür erforderliche Vorbildung des Knaben nicht selbst übernahm, sondern einem Amtsbruder überließ, der keineswegs ein besonderes Licht war. Als nämlich der Provisor in Stein, J. J. Weber, der den Unterricht an der Lateinschule ertheilte, 1784 zum Pfarrer nach Matzingen befördert wurde, siedelte der junge Vögeli mit ihm dorthin über, um von Weber auf den Gymnasialunterricht in Zürich vorbereitet zu werden. Dieser nächste Zweck wurde erreicht. Darüber hinaus aber verdankte der Knabe dem Informator wenig geistige oder gemüthliche Anregung, denn als später Weber nach Vögelis Abgang, 1799, als Pfarrer nach Stein gewählt wurde, spricht dieser durchweg mit großer Geringschätzung, ja Bitterkeit von ihm. Dagegen schloß Vögeli in Matzingen mit einem Vetter, Rudolf von Birch, dem gleichaltrigen Sohne des benachbarten Pfarrers von Stettfurt, Salomon von Birch, Bekanntschaft. Und dieses freundschaftliche Verhältniß zwischen den Beiden bestund während ihres ganzen Lebens. Nach Vögelis Tode zeichnete der greise Kammerer von Birch in Knonau einige Jugenderinnerungen an denselben auf, denen wir Folgendes entnehmen. „Als im Jahre 1784 Herr Pfarrer Weber als Pfarrer nach Matzingen kam, wurden wir miteinander bekannt und waren auch bis 1786 (wo von Birch nach Zürich abgieng) die einzigen Kameraden. Bei unsern Zusammenkünften waren dieß unsere vorzüglichsten Beschäftigungen: das Herumjagen in den Matten, das Tuschen und Malen, und das Beschauen von Kupferbüchern, bei mir vorzüglich Schellenbergs biblische Kupfer und Riauts neu eröffnete ottomanische Pforte. Er unterhielt mich vorzüglich mit seinen Zeichnungen über katholische Kirchengebräuche." Auch von anderer Seite erfahren wir, daß der zehn- bis elfjährige Knabe besonderes Vergnügen daran fand, eine katholische Kirche mit allen zugehörigen Gegenständen, dem Priesterschmuck u. s. w., sorgfältig zu zeichnen [10]). Uebrigens hatte Vögeli, wie man aus Zeichnungsheften dieser Zeit ersieht, keine Anlagen zum Zeichnen, oder wenigstens wurden sie nicht durch methodischen Unterricht ausgebildet. Dagegen besaß er schon damals eine große Vorliebe für das Glockengeläute. „Wir trafen", erzählt Pfarrer von Birch, „mit einander die Abrede, das Jahr feierlicher zu beenden, als es sonst der Fall war. Am Silvesterabend 1785 läutete er in Matzingen mit dem Meßmer, und ich mit meinem Bruder sel. in Stettfurt eine vollständige halbe Stunde lang das alte Jahr aus."

Zu Ende des Jahres 1789 kam Vögeli nach Zürich, um hier die höhern Lehranstalten zu besuchen. Den 1. Dezember 1789 berichtet er seinen Eltern: „Ich wurde gestern Nachmittag ins Collegium humanitatis aufgenommen. Das Examen lief ziemlich gut ab, doch hätte es noch besser sein können, wenn nicht Herr Professor die schwehrsten Stellen ausgelesen und sehr schwehre Fragen gethan hätte."

Das dem „Mittelstudium" bestimmte Collegium humanitatis oder „untere Collegium" entsprach unserer vierten Klasse des untern und der ersten Klasse des obern Gymnasiums. Der Lehrstoff des zweijährigen Kurses waren die Klassiker, die philosophischen Disziplinen und die Geschichte. Der Bedeutung des Faches und der persönlichen Begabung nach war der erste Lehrer an dieser Anstalt J. J. Hottinger[11]), Professor der Lateinischen und Griechischen Sprache. Die von Hottinger durchkorrigirten „Exercitia Styli" zeigen freilich, daß Vögeli in seinem Latein noch starke Lücken hatte, aber er wußte sie durch beharrlichen Fleiß auszufüllen, und wurde ohne Anstand in das Collegium Carolinum aufgenommen. Das Zeugniß vom 15. November 1791 sagt: „Salomon Vögelinus ist letzten Mittwoch nach glücklich vollendetem Examen mit völliger Zufriedenheit und allen Ehren in das obere Collegium promovirt worden, mit dem Wunsche, daß er als Studiosus Philologiae sich die Zufriedenheit seiner künftigen Professoren ebenso erwerben möchte, wie in dem Collegio Humanitatis."

Das Collegium Carolinum oder obere Collegium, in welches Vögeli nunmehr eintrat, zerfiel in drei gesonderte Klassen, von denen die erste und dritte je einen, die mittlere dagegen zwei Jahreskurse hatte, nämlich in die philologische, die philosophische (die neben den eigentlich philosophischen Fächern auch die Naturwissenschaften umfaßte) und in die abschließende theologische. Leider fehlt uns nun ein Einblick in Vögelis Studiengang während dieser Jahre völlig, denn seltsamer Weise enthalten die nach Hause geschriebenen Briefe hierüber nicht das Mindeste, und weder die gelegentliche Erwähnung einzelner Bücher, die er sich kommen läßt — „Schickt mir den Virgilius, ich habe ihn nöthig", „Schickt mir den Florus, den ich nothwendig brauche", dann Ovidii Metamorphoses, Lucretius, Aeliani historiae graecae et latinae — noch die Theilnahme an den physikalischen, philosophischen und theologischen Disputationen, bei denen die Namen der Verfechter und der Bestreiter der Thesen jedesmal prunkvoll aufgeführt sind, geben uns eine Anschauung von Vögelis wissenschaftlicher Entwicklung. Nur im Allgemeinen wissen wir, daß der kräftige Genius Steinbrüchels[12]), des geistigen Hauptes des damaligen Carolinum, auch ihn erfaßte, und daß er unter den übrigen Lehrern namentlich J. Kaspar Orellis[13]), der im untern Collegio die Katechetik, im obern „Religion", d. h. Dogmatik, beziehungsweise Apologetik vortrug, immer mit großer Pietät gedachte.

Vögeli lebte während seiner Studienzeit in Zürich im „Hof"[14]), aber nicht als Alumnus oder Stipendiat, sondern als Kostgänger des im Jahr 1786 als Inspector Alumnorum dorthin versetzten Pfarrers von Stettfurt, Salomon von Birch. Hier traf er denn also wieder mit seinem Jugendgenossen zusammen, und dieser berichtet: „Im Jahr 1789 kam V. nach Zürich, und so wurde unsere Bekanntschaft wieder erneuert. Ein jeder aber hatte noch seine eignen Lehrfächer, und nur an Sonntagen bei schönem Wetter giengen wir etwan spazieren. Als ich auch ins Collegium humanitatis kam, da waren wir schon öfters beisammen. Wenn freilich ein jeder von uns die allfälligen Aufgaben mit mehr Mühe bearbeiten mußte, als die, welche von Jugend auf in die Stadtschulen gegangen waren, und wir während zwei Jahren im Collegio humanitatis nicht so viel beisammen waren, so geschah es dann in den obern Collegien desto öfterer. Zur Winterzeit war V. meistens auf meinem Zimmer, zur Sommerzeit aber im obern Etage, in einer frohmüthigen Kammer. In dieser Zeit studierte er

mit unermüdetem Eifer. Vorzüglich machte er sich mit Baumeisters Logik bekannt, später in der Theologie mit Zollikoferischen Predigten. Nebenbei nahmen wir Antheil an einem belletristischen Lesezirkel. Mehr sprachen ihn die philologischen, philosophischen und theologischen Fächer an, als die physischen und mathematischen. Auch erinnere ich mich nicht, daß er in den Ferien besondern Antheil am Exerciren nahm, noch weniger an den Studentenschießenden. Meistens brachte er seine Zeit in den Ferien bei seinen Eltern zu, oder bei einem Onkel, Pfarrer in Pfyn. Beinahe jedes Jahr bis zur Vollendung der Studien, besuchte ich ihn für mehrere Tage in Pfyn und Stein. Neben den Arbeitsstunden übten wir uns, in dem mit großen Plattensteinen besetzten Hausgang in die Höhe zu springen, machten Schattenrisse, Besuche in der Stadt und größere und kleinere Spaziergänge: einen nach Hohentwiel, einen in die Karthaus. Am liebsten aber war es Vögeli, nach Oeningen zu gehen, um der Messe beizuwohnen." Namentlich aber beschäftigte ihn auch jetzt das Glockengeläute angelegentlich, und Birch erzählt, wie derselbe eine Erfindung gemacht, um beim Aufhören des Läutens das Nachtönen der Glocke zu verhindern. Zu dem Ende sollten zwischen die Glocke und den Schwengel Bretter eingesteckt werden. Die beiden Studenten giengen denn auch einmal beim Einläuten des Abendgebetes in den Thurm, um dem Meßner diese verbesserte Methode zu zeigen. „Unser Vorhaben gelang aber nicht. Die Glocke schlug mich zu Boden; bis ich aufgestanden, den Schwung derselben aufgehalten und das Brett eingeschoben, hatte die Glocke mehr nachgetönt als diejenige des Meßmers." In Zürich spazierten die Beiden an den Vorabenden vor den hohen Festtagen auf den Schanzen, um das Geläute von allen Glocken zu vernehmen, stiegen auf die Zinne des Großmünsterthurmes, oder horchten in einer kalten Sylvesternacht von der Winde im „Hof" auf das Geläute vom See her.

Fügen wir noch Einiges aus Vögeli's Briefen bei, die er von Zürich aus an seine Eltern schrieb. Wie natürlich nehmen in denselben bei den unruhigen Zeitläufen die politischen Neuigkeiten einen ziemlichen Raum ein. Nur daß leider gerade Dasjenige fehlt, was allein uns interessiren würde: irgend eine Aeußerung über den Eindruck, den die tiefgreifenden einheimischen Ereignisse der Jahre 1794 und 1795, der Memorial- und der Stäfener Handel, in der Hauptstadt hervorbrachten. — Um so naiver ist folgende Bemerkung vom 27. November 1792: „Vorgestern ward für die Wetterbeschädigten in Stein, Sax, der Herrschaft Eglisau und Andelfingen gesteuert, in Zürich 23,934 fl. 13 ß., in Winterthur 4000 fl. Eine herrliche, alle Erwartung übertreffende Summe! Wenn jetzt die Steiner das Glück nicht empfinden, unter Zürichs Schutz zu stehen, so sind sie hart und gefühllos. Es wird ihnen aber ohne Zweifel auch gesagt werden."

Daß wir aus diesen Briefen über Vögeli's Studiengang, soweit er die Vorlesungen betrifft, nichts erfahren, wurde bereits bemerkt. Dagegen illustriren sie seine theologische Entwicklung nach einer andern Seite mit voller Deutlichkeit. Sie geben nämlich genauen Aufschluß über den Eindruck, welchen die damaligen Prediger von Zürich auf den Studirenden machten. So beurtheilt Vögeli (im Oktober 1792) eine Probepredigt, die er mitangehört, abfällig, und fügt bei: „Es würde Euch auch so dünken, wenn Ihr an einen Heß, Lavater, Schultheß, Klauser und ach! den lieben, nie zu ersetzenden Pfenninger gewohnt gewesen." Von Klauser[15]) rühmt er unterm 16. Mai 1794: „Noch eine angenehme Neuheit; nemlich daß sein Kredit von Woche zu Woche steigt. Personen, die vom Kirchengehen Nichts hören mochten, die gehen jezo fleißig zu Ihm, ja beynahe der halbe kleine Rath. Der Mann verdient es aber auch."

Lavater's mächtige oratorische Begabung anerkannte Vögeli vollkommen. Um so ungenießbarer war dagegen seiner maaßvollen, allem Gewaltsamen abholden Natur schon damals das Ruheloſe, Aufregende, was Lavater's Lebenselement war. Namentlich aber stieß ihn, daß ein so bedeutender Mann in so einflußreicher Stellung an sich selbst so wenig Zucht übte, sondern seiner Phantasie und seinen Aufwallungen selbstgefällig den Zügel schießen ließ. So schreibt Vögeli unterm 2. November 1792: „Die Briefe über den Lavaterianismus mögen wohl aus keiner Freundeshand gekommen seyn.[16]) Mich dauert der Lavater auch, aber weßwegen? Daß er solche Thorheiten macht, wie kein anderer großer Mann, daß er sich durch seine Unvorsichtigkeit preisgiebt, daß das Lob, womit man ihn ehmals so überhäuft, seine Eigenliebe so erhob, daß er nun glaubt, die Welt werde und müsse Alles, was er thut, approbiren. Ein Beyspiel seiner Unvorsichtigkeit ꝛc. war wohl gerade die letzte gehaltene Predigt über den Text: „Ein Wort zu seiner Zeit geredt" ꝛc., wo er Frankreich so zusammenhieb, alle göttlichen Strafen ankündigte mit dem Ausdruck: „wenn dieß nicht geschehe, so müsse Gott nicht mehr Gott seyn." Erstaunend viele haben sich darüber sehr geärgert, und man wollte schon von Verantwortung sprechen.[17]) Sein Haß für's Böse mag ihn nicht in allen Fällen entschuldigen; ein Mann, wie er ist, hätte weise handeln sollen, und wissen, was er zu sagen habe; beträgt er sich nicht so, so wird man Fehler auch am großen Lavater ahnden dürfen und ausrufen: Flagelletur (er soll gegeißelt werden)!"

Da war denn der Mann seines Herzens der ruhige und bei aller positiven Entschiedenheit vorsichtige Helfer Pfenniger, der sich trotz seiner Freundschaft und bewundernden Verehrung für Lavater doch seinen eigenen Standpunkt bewahrte, und auch neben dem glänzend begabten Kollegen einen nicht unbedeutenden Zuhörerkreis an sich zu fesseln wußte. Der plötzliche Tod des gewissenhaften, gänzlich anspruchslosen Predigers, der seiner zahlreichen, vollständig mittellosen Familie durch eine jäh verlaufende Krankheit entrissen wurde, gieng daher Vögeli ganz besonders nahe: „Oh, wie mußte ich an seinem Begräbnißtage ausrufen: Ach sie haben einen guten frommen Mann begraben und mir war er mehr. Vollgedrängt war letzten Sonntag die Peterskirche, da Herr Pfarrer Lavater ihm die Leichenpredigt über Apocal. XIV, 13 hielt (Seelig sind die Todten, die in dem Herren sterben, von Jezt an; Ja spricht der Geist, sie ruhen von ihrer Arbeit, ihre Werke aber folgen ihnen nach). Viel wurde geweint, und auch ich mußte weinen, da er seinen Charakter so herrlich und treffend schilderte, und mit jenem Lieblingsvers des sel. Pfenningers, den er oft seinen lieben Kindern mitten in ihrem Kreise soll vorgesagt haben: Selig alle, die im Herrn entschliefen, seine Rede eröffnete.[18]) Ich kann mich nicht anders trösten, als mit der Vorstellung, er seye in ein fremdes Land hingereiset, wo ich einst ihn auch wieder zu sehen bekommen würde." Dann berichtet Vögeli über Pfenninger's Armuth und über die Unterstützungen, die von allen Seiten seinen Hinterlassenen zukommen, um mit folgender Applikation zu schließen: „Betreffend nun die daraus zu ziehende Moral, so ist es diese: wer sich kaum darvon zu bringen weiß, der sollte nicht an das Heurathen gedenken. Mich werden dergleichen Dinge nicht so leicht anfechten, da ich hierüber kalt philosophiren kann, ein halber Misogyn bin, und mir nicht gleich eine jede Sache recht ist, und meine Bücher mir mehr Freude machen, als solche eitle, kleinlichte und verwöhnte Dinger, wie die meisten Jungfern dato sind."

Ueberhaupt ergeht sich Vögeli seinen Eltern gegenüber mit auffallender Vorliebe in moralischen Betrachtungen und Theorien, so daß diese Schreiben zum Theil mehr den Eindruck von Aufsätzen als von Briefen machen. Da wird gehandelt vom Trost in Todesfällen, von dem Danke, den die Kinder ihren Eltern schulden,

von dem wahren Verhältniß zwischen den Eltern und den Kindern, welches dasjenige einer reinen gegenseitigen Freundschaft sein müsse u. s. w. u. s. w. In einem Gratulationsbrief vom Jahr 1795 faßt er seine Vorsätze in folgende Distychen zusammen:

„Sey gegrüßet, o Göttin, die alle Gerechten und Weisen
Hoch verehren, und weih'n alle Bestrebungen Dir;
Ausgang heißest Du, des Guten frohe Vollendung,
Tochter der Mäßigung, Dir sey auch mein Leben geweiht."

Gewiß ein merkwürdig nüchternes Programm für einen einundzwanzigjährigen Jüngling. Daß aber Vögeli trotz dieses Vorwaltens der Reflexion innig an seinen Eltern hieng, das zeigen so manche herzliche, ja rührende Trostesworte, die er, wenn sie von Melancholie niedergedrückt waren, an sie richtete. Und die Mutter schreibt dem Sohne im Oktober 1795: „Je näher die Zeit heranrückt, da Du Deine Studien vollendet, desto mehr wachst mein Verlangen, Dich als meinen einzigen Trost und Rathgeb an meiner Seite zu haben." Auch dem erwählten Berufe, dem geistlichen Amt, war er mit ganzer Seele zugethan, und meldet 1794 mit Genugthuung von einem ersten theologischen Erfolg, wie er nämlich in einer Abendgesellschaft bei einem „Religionsgespräch" eine Frau Hofmeister etwas von ihrer Abneigung gegen die Bibel zurückgebracht, welche dieselbe „um unserer schlechten Uebersetzung willen" (!) angenommen hatte.

Und so kam denn die Zeit, wo Vögeli seine Studien absolvirte. Den 16. Mai 1794 schreibt er seinen Eltern: „Nun habe ich die herzliche Freude, Euch zu melden, daß Euer Sohn ein Theologe ist. Gerade nach dem öffentlichen Examen ward ich von den Herren zum Examen rigidum [19]) in die theologische Klasse decernirt, durch viele dazwischen kommende andere Geschäfte aber ward das Examen rigidum selbst aufgeschoben, bis es endlich gestern vor sich gieng, wo ich mit allen Ehren in die Theologie promovirt ward, und schon der Gewogenheit und des guten Zutrauens der theologischen Professoren versichert wurde." (Zwei andere Kandidaten fielen durch, Vögeli allein wurde promovirt.) Den 24. Juli 1794 hielt er in sorgfältig gefeiltem Latein die theologische „Oration" „über die großen Verdienste der Philosophie um die Religion", die freilich wohl nicht viel anderes war, als eine rhetorisch stylisirte Ausführung des Kollegienheftes. [20]) Als erster unter den Kandidaten der Philosophie sodann eröffnete er den 15. Juli 1795 die von dem Chorherrn Rahn geleitete physikalische Disputation mit einer Abhandlung über die Nothwendigkeit medizinischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse für den Geistlichen. Die Thesen selbst verbreiteten sich theils über die Klassifikation der Gegenstände des Naturreiches, theils über spezielle botanische Fragen (mit Bezugnahme auf Blumenbach's „Handbuch der Naturgeschichte.") [21]) Bei der Frühlingssynode von 1795 hielten Heinrich Brämi, der nachherige ausgezeichnete Philologe, und Vögeli (unter dem Chorherrn Nüscheler) die öffentliche theologische Disputation „über das Streben nach Festigkeit in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit". [22]) Im Herbst hatte Vögeli als der erste unter den Kandidaten des Ministeriums die Disputation über des Chorherrn Chr. Tobler's Dissertation „von den göttlichen Strafen im Jenseits" zu eröffnen. Sein Vortrag war dem Nachweis gewidmet, die Erfüllung der Pflichtgebote dürfe nur aus dem Wesen dieser selbst, keineswegs aus der Hoffnung auf Belohnung oder der Furcht vor Strafe abgeleitet werden. [23]) Und bei einer andern Disputation führte Vögeli in der Eröffnungsrede den Satz durch, da Lukas sowohl im Evangelium als in der Apostelgeschichte den handelnden Personen nach seinem Gutdünken (arbitratu suo) Reden in den Mund lege, so sei aus solchen dem Petrus und dem Paulus zugeschriebenen Reden die Meinung dieser

Apostel über die betreffenden Fragen nicht beglaubiget. Ferner sei bei der Erklärung der Wunder die Ansicht, daß Gott jedesmal unvermittelt von Außen eingreife, zu verwerfen. „Gottes würdiger" sei es, anzunehmen, er habe von Anbeginn alle zur Erscheinung kommenden Kräfte in die Natur gelegt.[24]) Endlich hielt Vögeli den 1. Oktober 1795 seine Probepredigt. Die Aufnahme ins Zürcherische Ministerium erfolgte aber — wir wissen nicht warum — erst im Mai 1796; und an der Frühlingssynode 1797 ward Vögeli nochmals zur Abhaltung einer Disputation (unter Chorherr Nüscheler) zugezogen.[25])

III.

Es war Vögeli's Wunsch gewesen, nach absolvirtem Examen noch eine Reise nach Deutschland zu machen, nicht um längere Zeit auf einer einzelnen Hochschule zu verweilen, sondern um durch den Besuch verschiedener Universitäten sich mit den Eigenthümlichkeiten derselben bekannt zu machen, namentlich aber um die damals angesehensten Prediger und Katecheten zu hören. Denn bei ausgesprochener wissenschaftlicher Anlage fand er seine Befriedigung doch nicht in der Beschäftigung mit den dogmatischen und historischen Fragen der Theologie — vollends die biblische Kritik scheint ihm gänzlich ferne gelegen zu haben. Sein Interesse wandte sich vielmehr der Homiletik und der Katechetik zu, der kunstgerechten Vermittlung des biblischen Lehrgehaltes für Predigt und Jugendunterricht.

Allein auf diesen Plan verzichtete Vögeli seinem nun nahezu siebenzigjährigen Vater zu Liebe. Derselbe war längst kränklich; schon seit 1793 hatte er sich von seinem Sohne Aushülfe leisten lassen, und nunmehr wünschte er dringend, denselben ständig um sich zu haben. So trat denn Vögeli Ende 1795 das Vikariat in Stein an, um bald, bei rasch fortschreitender Altersschwäche seines Vaters, die Pfarrgeschäfte im vollen Umfang zu übernehmen. Dieselben bestunden in folgenden Obliegenheiten:

Der Pfarrer und der Diakon wechselten unter einander mit der Sonntag-Morgenpredigt ab, außer an den Fest- und Kommunions-Sonntagen, an welchen der Pfarrer des Morgens, der Diakon aber des Abends predigte. Ferner hielt der Pfarrer das Samstag-Abendgebet sowie sämmtliche Kopulationen und Leichenpredigten, wenn diese nicht auf den Dienstag fielen. Dem Diakon dagegen lag die Kinderlehre und die Dienstags-Wochenpredigt ob. Je auf Ostern und Weihnachten wurden die Konfirmanden unterrichtet, und zwar in einer besondern Stunde die Knaben, in einer besondern die Töchter. In den ersten acht Wochen hatte der Diakon allein diesen Unterricht, wöchentlich einmal, zu ertheilen; in den vier letzten Wochen kamen die Konfirmanden zugleich wöchentlich einmal zum Pfarrer, der dann auch die Einsegnung vollzog. Einen Kirchenvorstand hatte der Pfarrer nicht zur Seite; ein solcher war zwar 1640 vom Magistrat eingeführt, 1686 aber wieder aufgehoben und seither nicht mehr erneuert worden. Dagegen gehörte der Pfarrer von Amtswegen dem Ehegericht an. — Das Pfrundeinkommen bestund, außer der freien Amtswohnung mit Gärtchen, in 60 Gulden Reichsvaluta, 19 Saum Wein, Steiner Maß, im Herbst sogleich aus den Trotten zu beziehen, 60 Mütt Kernen, 15 Malter Hafer, Steiner Maß, und 10 Klafter Holz. Dieses Einkommen wurde dem Pfarrer ausschließlich aus dem Klosteramt verabreicht, ohne daß die Gemeinde das Mindeste daran bezahlt hätte.[26]) Die Pfarrei Stein zählte demnach zu den gutbesoldeten und gesuchten Pfründen.

Zur Pfarrgemeinde Stein gehörten auch noch die Dörfer Hemmishofen und Ramsen. Ersteres hatte einen eigenen, dort wohnhaften Diakon, das doppelt so weit entlegene Ramsen dagegen nicht, und mußte von Stein aus pastorirt werden. Die Gemeinden Ramsen und Dörflingen waren nach langen Verhandlungen im Jahre 1770 von der Zürcher Regierung um die gewaltige Summe von 150,000 Gulden aus der Oestreichischen Hoheit ausgekauft worden, um die reformirten Einwohner von dem unerträglichen Drucke der katholischen Verwaltung zu befreien. Aber noch waren dieselben der Mitfeier der katholischen Festtage unterworfen; noch war ihnen die öffentliche Ausübung des reformirten Gottesdienstes nicht gestattet. Endlich im Jahr 1790 erhielten sie eine eigene Schule, und 1792 gelang es ihren Anstrengungen auch, ein Schul- und Bethaus zu gründen. Die Gemeinde selbst gab dazu 1000 Gulden und schaffte alle Baumaterialien durch Frohndienste herbei; Zürich steuerte 600 Gulden, Stein 200 Gulden. Die Ausführung des Baues ward dem damaligen Amtmann in Stein, Werdmüller, übertragen, welcher aber, anstatt eines einfachen Schulhauses mit Betsaal, ein eigentliches Kirchengebäude aufführen ließ. Für dieses reichten denn die Mittel nicht aus, und so stund der Bau mehrere Jahre hindurch — zum Spott der Katholiken — unvollendet und zwecklos da. Erst 1796 kam er zum Abschluß und ward nun zur großen Freude der lange Bedrängten durch den Pfarrvikar Vögeli eingeweiht [27]). „Als vor zwei Jahren, berichtet derselbe 1798, bei der Gränzbesetzung auch eine Garnison nach Ramsen kam, erhielten wir den Auftrag, in diesem neuerbauten Bethause eine Garnisons- und zugleich gewissermaßen eine Einweihungspredigt zu halten. Seitdem ist nun der Gottesdienst daselbst (von Stein aus) freiwillig fortgesetzt; es ist etwa alle Monate an einem Sonntag gepredigt und katechisirt worden, theils um der Religionsfreiheit dieser Gemeinde immer mehr aufzuhelfen, theils um dies durch so sonderbare Fügungen angefangene Werk nicht wieder untergehen zu lassen, und endlich, um an der Sittlichkeit und Religiosität der von ihrer Pfarrkirche so weit entfernten Gemeinde so viel als möglich zu arbeiten." Aber das Provisorium dauerte noch Jahrzehnte lang. Erst 1839 kam der definitive Neubau der Kirche zu Stande, worauf 1840 die förmliche Errichtung der reformirten Pfarrei Ramsen erfolgte, zu deren Konsolidirung in den sämmtlichen Kirchgemeinden des Kantons Schaffhausen eine Kollekte aufgehoben wurde. Bei diesem Anlaß bewies auch Vögeli seine Anhänglichkeit an den alten Wirkungskreis, indem er in Zürich 206 Gulden Beiträge an den Kirchenfond in Ramsen zusammenbrachte. [28])

Von seinem geistlichen Amte hatte Vögeli — im Gegensatz gegen die damals landläufige Auffassung — eine ungemein hohe Vorstellung, in welcher Herders Einfluß unverkennbar ist. Dieser Anschauung, sowie seinem wissenschaftlichen Bedürfniß entsprach dann die überaus sorgfältige Durcharbeitung seiner Predigten. Dieselben zeigen schon in dieser frühesten Periode den Charakter seiner Kanzelvorträge scharf ausgeprägt und völlig abgeschlossen. Sie halten eine merkwürdige Mitte zwischen den theologischen Gegensätzen jener Zeit. Mit der Orthodoxie haben sie gemein die positive Grundlage, den fast unangetasteten Bibelglauben. Ganz deutlich sieht man, daß die von Vögeli in seinen Disputationen verfochtenen Theorien eher der Ausdruck der am Carolinum vorgetragenen Lehren als seiner persönlichen Auffassung waren. So fehlt ihm denn auch gänzlich die Versuchung zu rationalistischer Abschwächung, Umdeutung oder Fälschung des Textes. Aber eben so sorgfältig weicht Vögeli dogmatischen Erörterungen aus. Alles Gewicht legt er vielmehr auf die moralische Verwerthung des biblischen Lehrstoffes, und darin nähert er sich ersichtlich der berechtigten und fruchtbaren Seite des Rationalismus. Aber

es darf als ein nie sich verläugnender Vorzug seiner Predigten hervorgehoben werden, daß diese Nutzanwendungen immer gewissenhaft aus dem Bibeltexte abgeleitet sind. Niemals soll der letztere durch Herbeiziehung fremdartiger Dinge interessant gemacht werden; niemals verlieren sich deshalb die Applikationen in die damals beliebten Erörterungen über allerlei dem religiösen Leben gänzlich fernliegende Gegenstände, wie z. B. über neue landwirthschaftliche Methoden u. dgl. — Charakteristisch ist ferner bei diesen Ansprachen die Strenge, keine Spur von Jugendlichkeit verrathende Gemessenheit des Gedankenganges. Oberstes Bestreben ist keineswegs die Aufregung der Phantasie, eine auf das Gefühl des Zuhörers eindringende Gewalt, oder überhaupt ein rhetorischer Effekt irgend welcher Art, sondern vielmehr ruhige gemüthliche Anregung, überzeugende Belehrung, unbefangene Erörterung religiöser und moralischer Fragen. Aengstlich wird Alles, was irgendwie gegen die Würde der Kanzel zu verstoßen schien, ferne gehalten; gerne dagegen geht die Abhandlung in die gehobene Rede über, und dann ist weder ein einfaches Bild, noch anderer poetischer Schmuck ausgeschlossen. — Diese Vorzüge der Predigt wurden noch unterstützt durch eine mit großem Fleiß ausgebildete Technik des Vortrages und durch ein, nicht starkes, aber wohlklingendes, sympathisches Organ. So fanden denn Vögelis Kanzelvorträge in Stein allgemeinen Anklang, und nicht nur die Sonntagspredigten, sondern auch die am Samstag Abend abgehaltenen Bibelerklärungen („Abendgebete") waren sehr geschätzt und fleißig besucht.

Nicht minder war für Vögeli ein würdiger und ersprießlicher Jugendunterricht eine Herzenssache. Und hier war denn der Anknüpfungspunkt für die intime Freundschaft, die ihn fürs ganze Leben mit einem ältern Kollegen verbinden sollte.

In Hemmishofen lebte nämlich als Helfer seit dem Jahre 1784 Johannes Büel, ein Bürger von Stein[29]). Geboren 1761, hatte er in Schaffhausen Theologie studirt, dann einige Zeit in Vevey zugebracht und sich eine für seine Verhältnisse außerordentliche Summe allgemeiner Kenntnisse, namentlich in den alten und neuen Sprachen, auch eine auffallende Welt- und Menschenkenntniß erworben. Das Amt, das er in Hemmishofen übernahm, verpflichtete ihn, das ganze Jahr hindurch des Sonntags Predigt und Kinderlehre, im Winter aber auch die Dorfschule zu halten. Und gerade diese letztere Aufgabe erfüllte er mit besonderer Vorliebe. Er arbeitete sich ganz in seine bescheidene Stellung hinein, und nahm von derselben Veranlassung, sich über das Wesen des Unterrichtes und der Erziehung überhaupt, und über die Aufgabe der Volksschule insbesondere wissenschaftlich Rechenschaft zu geben. Unabhängig von Pestalozzi, der ihm wenig sympathisch war, bildete er sich selbst eine auf unmittelbare Beobachtung der Kindesnatur gegründete Pädagogik. Noch heute überrascht in seinen Schriften die Schärfe seines Blickes, die Sicherheit seines Urtheiles, am meisten aber die wunderbare Einfachheit und Klarheit seiner erzieherischen Grundsätze und Regeln. Doch hat er nur Weniges herausgegeben: Bemerkungen für Landschullehrer und für Freunde derselben (Nürnberg 1792), Briefbuch oder Anleitung zum Briefschreiben und anderen nützlichen Aufsätzen für Schweizerische Landschulen (Zürich 1795). Buchstaben- und Lesebuch zum Gebrauche deutscher Schulen (3. Aufl. Stein 1800). Allein diese kleinen, anspruchslosen Schriften zogen die Aufmerksamkeit der Schulfreunde auf Büel. Man suchte ihn auf, um seinen Unterricht zu beobachten; man schickte junge Männer zu ihm, um sich bei ihm zu Lehrern auszubilden. Er entwarf für Ramsen eine Schulordnung, die dem Zürcherischen Examinatoren-Kollegium (Kirchen- und Schulrath) so wohl gefiel, daß dasselbe ihn beauftragte, eine Landschulordnung für den Kanton Zürich zu entwerfen. Der Helvetische Minister Stapfer aber ließ 1798 Büel als „den ausgezeichnetesten Lehrer der Schweiz" zu sich nach Luzern kommen, um mit ihm über die

Gründung eines Schweizerischen Schullehrer-Seminars zu verhandeln[30]). Dieser Plan scheiterte freilich an der Ungunst der Zeiten, allein derselbe scheint die mittelbare Veranlassung für Büel's bedeutendste Schrift: Was soll in den Landschulen der Schweiz gelehrt und nicht gelehrt werden? (Winterthur 1801) geworden zu sein. Als Büel Vögeli diese Abhandlung mittheilte, schrieb ihm dieser: „Du kannst Dir leicht denken, daß ich zu jeder Zeile Deines trefflichen Aufsatzes Amen sagte; ganz aus der Seele war mir Alles geschrieben. Ach es war ja Alles nur der Wiederhall unserer trauten Gespräche auf dem Abendspaziergange (je) am Mittwoch unter den Bäumen, die Quintessenz dessen, was wir dort verhandelten."

Vögeli hatte sich seit seiner Rückkehr nach Stein an den um dreizehn Jahre ältern Kollegen angeschlossen, und in ihm einen väterlichen Freund und Lehrer gefunden, an den er voll Verehrung emporblickte. Den Anlaß zu näherer Verbindung aber gab der Selbstmord eines gemeinsamen Freundes Peter. Tief erschüttert bot Büel, um diese Lücke auszufüllen, Vögeli das „mir heilige Du und mit ihm alle Rechte und Ansprüche der Freundschaft" an. Vögeli fand sich durch dieses Entgegenkommen bis zu Thränen gerührt, und „der Gedanke an einen so engen und heiligen Freundschaftsbund erhob ihm die ganze Seele". In der That verknüpfte von diesem Moment an — September 1797 — die Beiden bis zu Büel's Tode im Jahre 1830 die engste, nie auch nur vorübergehend getrübte Intimität. Es begann nun zwischen Stein und dem kaum eine halbe Stunde entfernten Hemmishofen eine regelmäßige Korrespondenz. Zweimal in der Woche berichtet jeder der beiden Freunde dem andern Alles, was in dem engen Rahmen seiner äußern Existenz, aber auch Alles, was in seinem geistigen und gemüthlichen Leben vorging.

Und es ist eine reiche innere Welt, in die wir hier blicken: Litterarische, ästhetische, philosophische, vor Allem aber theologische Fragen werden in diesen Briefen, die ja nur die Ergänzung eines lebhaften mündlichen Verkehrs sind, verhandelt. Dabei ist ohne Frage im Ganzen Büel der Anregende, Vögeli der Empfangende. Namentlich zeigt Büel in treffenden Bemerkungen über Arbeiten von Lips, Chodowiecky u. a. ein gereiftes Kunstverständniß, das Vögeli erst im Verlauf erwarb. Auch fehlte es natürlich an mancherlei Verschiedenheiten der Auffassung und Beurtheilung nicht. So war z. B. Büel, wie wir hören werden, ein warmer Anhänger und intimer Freund Lavaters, der Vögeli so unsympathisch berührte. Aber solche Differenzen wurden mit großem Geschick und unter Achtung der gegenseitigen Ueberzeuguugen entweder nur leise berührt oder ganz umgangen, und die Uebereinstimmung Beider in den Grundlagen der Lebensanschauung läßt ein Gefühl der Ungleichheit nicht aufkommen.

Fügen wir hier bei, daß Vögeli sich seit 1797, nachweisbar zuerst in der Korrespondenz mit Büel, regelmäßig Vögelin schreibt, welche Namensform er denn auch von da an sein ganzes Leben lang beibehalten, und auf seine direkten Nachkommen vererbt hat. Schon in den ältesten Urkunden der Familie kommen beide Schreibarten unterschiedslos, oft für Eine Person, vor. Die Form „Vögelin" ist die sprachlich richtigere und ältere, „Vögeli" aber die der mundartlichen Aussprache folgende und somit näherliegende. So erhielt diese denn seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts das entschiedene Uebergewicht, und auch der Pfarrer in Stein bediente sich ihrer fast ausnahmslos. Ob nun der Sohn aus historischen und philologischen Gründen im Jahre 1797 zu der ältern Form zurückkehrte, ist wohl fraglich. Wahrscheinlich hängt bei ihm die Schreibart „Vögelin" zusammen mit der Latinisirung seines Namens in der Schule als „Voegelinus," und mit der im vorigen Jahrhundert überhaupt verbreiteten Mode, Geschlechtsnamen auf „i" mit „in" zu schreiben. Es war dieß volltönender und sollte wohl auch vornehmer sein. So schrieb man damals Bürklin, Füßlin, Oechslin,

Spöndlin u. s. w., und es ist bemerkenswerth, daß speziell die in Stein seßhaften Glieder der Familie Füßli sich Füßlin schrieben. — Die beiden Schreibarten „Vögeli" und „Vögelin" bezeichnen also nicht zwei verschiedene Familien, sondern nur zwei Branchen Eines Stammes.

Erwähnen wir noch, daß Vögelin schon 1797 mit dem Antistes Heß in Zürich verkehrte, und daß ein anderer „ächter" Freund der Professor Oexlin in Schaffhausen, gewesener Landvogt zu Luggarus, war, der sich 1798 rühmt, er habe schon vor dreißig Jahren des großen Montesquieu Werke studirt und aus denselben, namentlich aus dem Esprit des lois, seine staatsmännischen Maximen geschöpft.

Von den Altersgenossen, mit welchen Vögelin einen ununterbrochenen Verkehr unterhielt, nennen wir hier Georg Kappeler von Frauenfeld, welcher 1775 geboren, in Zürich studirte; 1790 trat er ins Collegium Humanitatis ein. „Mir ist, schreibt Vögelin, ich sehe ihn noch, den anmuthigen Jüngling, wie er so schüchtern, verschämt möchte man sagen, sich unter die Studiosen setzte und kaum aufzublicken wagte. Bald aber hatte er sich durch seine Bescheidenheit und gutmüthige Fröhlichkeit die Zuneigung derselben gewonnen, welche später in eine innige Freundschaft auf Lebenszeit mit Einigen überging; worunter vorzüglich auch ich mit wehmüthiger Freude mich rechne, da sich von eben dieser Zeit unser vertrautester Freundschaftsbund anhob, den nur der Tod für diese Welt zerreißen konnte".[31])

Nachdem Kappeler das theologische Examen abgelegt und die Ordination empfangen hatte, kam er nach Trogen in eines der Zellweger'schen Häuser als Erzieher. Nur ungern, mit der lebhaften Ahnung, daß er seine frohe Jugend an eine ernstere Lebensperiode hingebe, verließ er 1797 diese Stellung, um einem Ruf nach Hause als Provisor Folge zu leisten. Aber in Frauenfeld lebte er ganz isolirt, und pflegte nun um so eifriger den regsten persönlichen Umgang und schriftlichen Austausch mit seinen Freunden. Der feurige junge Mann ward von den Freiheitsideen der Zeit ergriffen, und begrüßte mit idealer Begeisterung die Helvetische Umwälzung, welche seinen Heimatsangehörigen die Selbstständigkeit und Gleichheit mit den übrigen Eidgenossen gab, und den neugeschaffenen Kanton Thurgau plötzlich vor die Aufgabe stellte, sich eine das politische und das Kulturleben umfassende Organisation zu geben. Da Kappeler sich seinem ganzen Wesen nach berufen fühlte, als Staatsmann an der Lösung dieser Aufgaben mitzuarbeiten, so dachte er wiederholt daran, den geistlichen Stand mit dem politischen zu vertauschen, blieb dann aber doch bei jenem, und erhielt 1801 die erste Pfarrstelle in seiner Vaterstadt, welche jetzt der Hauptort des Kantons und der Sitz der Regierungsbehörden war. Neben diesem mühevollen Amte aber entwickelte er als Mitglied und Aktuar erst des Schul- und Kirchenrathes, nachher des evangelischen Administrationsrathes, durch Heranbildung junger Geistlicher und in gemeinnützigen Unternehmungen bis an seinen Tod, 1818, eine unglaubliche Thätigkeit. Der große Gegensatz des Temperamentes und der politischen Ansichten machte den Verkehr zwischen Vögelin und ihm zu einem besonders anregenden und belebten.

Aus der reichen Korrespondenz dieser Jahre heben wir einen einzigen an Büel gerichteten Brief heraus, in welchem Vögeli anknüpfend an „Briefe Müllers" (vermuthlich Briefe J. G. Müllers an dem ihm sehr befreundeten Büel; es sind nicht die „Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte" von Johann Georg Müller 1798) uns durch eine Reihe selbstständiger und interessanter Aeußerungen überrascht:

„Liebster Freund!

„Ich danke Dir sehr für die hier zurückkommenden Briefe von Müller, sie haben mir wahren Genuß „verschafft. Ich kann mich einiger Bemerkungen nicht enthalten.

„Nr. 7 hat mich sehr frappirt. Maria und ihre Anbetung hatte immer etwas überaus Anziehendes „für mich, ich hätte aber, um mir das Ausgelachtwerden zu ersparen, mich ja nie über diesen Punkt „herausgelassen; nun aber Müller das nemliche von sich gesteht, bringt eine solche Aeußerung keine „Schande. Schon seit Langem sehe ich mich, so oft ich eine katholische Kirche von einigem Belang betrete, „nach Mariengemählden sogleich um; ich suche aber nicht die mater dolorosa, diese hat immer etwas „Zurückstoßendes für mich; sondern die regina coeli wie sie umstrahlt von himmlischer Glorie, umringt „von einer Schaar Beseligter über den Wolken schwebt in einer sich selbst unbewußten Hoheit und Würde, „oder, nach Herders Ausdrucke: in einer sanften Verwunderung über die Hoheit, die ihr zutheil wird, „mit einer Demuth, die in der größten Hoheit sich selbst nicht kennt ꝛc. Ich werde auch in meinem „Vergnügen selbst durch den Anachronismus nicht gestört, daß sie auf ihrem Wolkenthrone noch das „Kind im Arme trägt: oft konnte ich mich von einem solchen Gemählde, besonders in der Abend- „dämmerung, wenn einige Strahlen noch auf dasselbe fielen, lange nicht losreißen. Die Katholiken „haben überhaupt noch dieß und das, welches man von den eckelhaften, verunstaltenden Zusätzen reinigen „und veredelt darstellen sollte, um es wieder in den äußern Cultus aufzunehmen. Oder warum sollte „man unserm Cultus nicht mehr Sinnliches wünschen dürfen? So lange wir Menschen so beschaffen bleiben, „daß nicht blos der Verstand, sondern auch Gefühle den Willen in Thätigkeit setzen, so sollte man auch „in diesem Punkte auf diese letzteren Rücksicht nehmen. Freylich wie schwer würde es halten, einen solchen „Cultus zu ordnen, bey dem man nicht gar bald den Geist über der Schale vernachläßigte?

„Nr. 8. Sehr wichtig war mir Müllers Urtheil über Herders „Erlöser"; es ist ganz in dem- „selben Geiste, der in seinen philosophischen Aufsätzen wehet, die ich nur lese, wenn ich mich dazu recht „aufgelegt fühle. Ich bin fest überzeugt, wer die Propheten noch ängstlich buchstäblich deutet, kaut nur „an der Schale; sie sind und bleiben erhabene Dichtergemählde, in welchen man keine spezielle Bestimmung „suchen darf. Daß einzelne Züge auf Jesum passen, beweist doch nichts mehr, als daß sich in hundert „Fällen passende Worte, Sentenzen finden lassen, die aber nur so lange passend gefunden „werden, als man sie außer dem Zusammenhange liest. (Folgt der Nachweis, wie die bei Mathäus II, 15 als Weissagung angeführte Stelle aus dem Propheten Hoseas XI, 1 und die bei Johannes XIX, 36 angeführte Stelle aus II. Moses XII, 46, im Zusammenhang gelesen, eine gänzlich fremde Bedeutung haben.) Man muß also, um zu wissen, was Weissagung ist, was aber nicht, auf „den Zusammenhang zurückgehen, und der entscheidet nie unwiderleglich für eine Weissagung der Zukunft, „wohl aber oft unwiderleglich dagegen.

„Daß sich Müller auch gegen die Kantianer erklärt, freute mich sehr zu lesen; es sind höchst „abgeschmackte Herrn, die nun in der kritischen Philosophie den Stein der Weisen glauben gefunden zu „haben, und nichts für Wahrheit gelten lassen, was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist; die in vollem „Ernste Kants Spitzfindigkeiten, durch welche er zeigen wollte, wie etwa ein Philosoph das vor 40 Jahren „herrschende dogmatische System mit der Vernunft vereinigen könne, als christl. Lehrer verfechten u. s. w. „Aber Bahrdt thut man doch meines Bedünkens zuviel Ehre an, wenn man sagt, daß Eichhorn, Pauly

„und Andere ihren Saft zuerst von ihm gezogen haben. — Es giebt für die Bibel eine höhere Critik, „so gut wie für jeden andern Schriftsteller; sie stützt sich aber auf Prinzipe, und Bahrdt hatte keine. „Und gehen denn Herder und Eichhorn so gar weit voneinander ab? Man suche einmal in Herders „Erlöser" eine Antwort auf die Frage: wie kam Jesus dazu, daß er sich für den Messias hielt und „sich zum voraus überzeugte, daß die Schicksale ihn treffen werden, die ihn hernach wirklich trafen? Und „man findet, daß Herder alles eben so natürlich erklärt, als Eichhorn, und mit demselben in dem gleichen „Resultat zusammentrifft, nur daß er es mit einem gewissen Helldunkel umhüllt. Aber man sagt vielleicht, „Herder folgt der simpeln Geschichte, Eichhorn formt nach Hypothesen dieselbe. Allein auf historischem „Wege, wenn ich so sagen mag, läßt sich auf jene Frage keine Antwort finden. Die evangelische Geschichte „giebt uns hierüber keinen Aufschluß. Wie sucht man also eine Antwort herauszubringen? Man denkt „nach, wie etwa Jesus auf diese Ueberzeugung könnte geführt worden sein; und „untersucht dann die evangelische Geschichte, ob sich für die Vermuthung, welche man hat, in derselben „bestätigende oder widersprechende Data finden. Ist das etwas anderes als die hypothetische Critik? „So wäre also Herder, indem er jene Frage zu beantworten sucht, auch ein hypothetischer Critiker. — „Doch ich will Dich nicht länger mit solchen, vielleicht kahlen Bemerkungen ermüden, Du siehst ich habe „die Briefe mit Aufmerksamkeit gelesen; und wenn ich all' das vortrefflich Gesagte ausheben müßte, so „würde ich lange nicht fertig.

„Mit Dank lege ich auch noch das liebliche Büchlein von Herder bey. Damit ich nicht wieder „neuerdings ins Schreiben hinein komme, nur Eins. Die Note p. 179 frappirte mich, wo Herder sich „gegen das Cruzifix als Symbol erklärt, und sagt: „Warum den unsterblichen Herrn der Welt als ein „Marterbild verewigen? Wenn Johannes Cruzifixe gesehen hätte, wie weh würde ihm der Anblick seines „Freundes in dieser Gestalt gethan haben." Ganz dieselben Gedanken trug uns einst unser Stein- „brüchel bey einer Gelegenheit im Collegio vor. Er äußerte sich in seiner eben nicht delicaten Sprache „so: „Ich kenne nichts Absurderes, als daß bey den Katholiken allenthalben ihr Cruzifix zum Vorschein „kommt. Oder wenn man Euch einen lieben Freund, Bruder ꝛc. geköpft oder gehenkt hätte, würdet Ihr „denn das Gemählde seiner Hinrichtung allenthalben in Euere Zimmer aufhängen? Wenn Ihr's thätet, „müßte man Euch nicht für wahnsinnig halten?" — So sehr ich die Wahrheit dessen fühle, so ungemein „lieblich sind mir doch die Strophen über das Cruzifix aus einem Hymnus der mittleren Jahrhunderte „oder der Mönchspoesie; ich setze nur eine Strophe her:

Crux fidelis inter omnes — Arbor una nobilis,
Nulla talem profert silva — Fronde, flore, germine,
Dulce lignum, dulce signum — Dulce pondus sustinet.

„Erkläre mir doch, woher mein Vergnügen an dieser Strophe kömmt; ich kann's nicht. Das einzige „ist, daß ich's dunkel fühle, daß das Cruzifix, welches diese Strophe besingt, nicht das gewöhnliche, sondern „ein veredeltes, idealisirtes für mich ist.

„Dein Freund
Vögelin."

Diese Aeußerungen legen den Schluß nahe, daß die Vorliebe für Kunst und Alterthum, welche Vögelin später in so fruchtbarer Art bethätigte, sich schon damals bei ihm zu entwickeln begonnen habe. Und in der That war gerade Stein wie geschaffen, den Sinn und das Verständniß für die Denkmäler der Vergangenheit zu wecken. Denn einerseits erfreute sich wohl kein zweites Schweizerisches Landstädtchen eines so reichen und bedeutsamen künstlerischen Besitzes; und anderseits fehlte hier gänzlich jener zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den größern Bildungszentren herrschende moderne Geschmack, welcher anfieng, die Monumente des Mittelalters und der Renaissance als „barbarisch" zu verachten und zu beseitigen. Der Verfasser des „Alten Zürich" empfieng seine ersten und kräftigsten Eindrücke nicht in Zürich, wo eine Reihe von Bauten im antikisirenden Styl begannen, die Physiognomie der Stadt zu bestimmen, und wo das Großmünster nur mit Noth der Abtragung und Ersetzung durch einen antiken „Tempel" entgieng — sondern in dem altfränkischen Stein, in einer Gegend, wo es Gelegenheit gab, katholische Kirchen und katholischen Kultus zu sehen.

Schon der äußere Anblick des Städtchens mit seinen Mauern, Thürmen und Thoren und mit der romantischen Burg Hohenklingen war ächt mittelalterlich. Im Innern sodann bot die Hauptstraße mit ihrer Menge alterthümlich verzierter Thüren, Fenster und Erker, sowie mit dem gewölbten Durchgang gegen die Kirche zu, ein malerisch belebtes Bild. Was aber Stein vor allen andern Schweizerstädten auszeichnet (das benachbarte Schaffhausen ausgenommen), das sind die reichen gemalten Façaden, auf deren Bedeutung für die Kunstgeschichte Lübke aufmerksam gemacht hat.[32]) Eine derselben, die des „weißen Adlers", die um 1520 entstanden ist, und bereits die volle Renaissance ohne alle Gothischen Anklänge zeigt, gehört dem Styl, dem Alter und den dargestellten Gegenständen nach zu dem Merkwürdigsten dieser Art, was wir diesseits der Alpen kennen.[33]) Auch das Schmidische Stammhaus „zum schwarzen Horn" hatte damals noch seinen vollständigen Freskenschmuck und im Innern seinen mit Wappen und Schnitzereien verzierten Saal. — Die Kirche, eine schöne Basilika von ganz alterthümlichen Formen, mit geradlinigem Chorschluß, aber mit Seitenschiffen, die sich als Nebenkapellen zur Seite des Chores fortsetzen, und mit flacher, über Schiff und Chor hinlaufender Decke, wies noch zu Anfang dieses Jahrhunderts im Innern mannigfaltigen Schmuck auf: Chorstühle mit seltsamen geschnitzten Figuren,[34]) Spuren von Wandmalereien[35]) und eine Reihe von Glasgemälden, die im Jahre 1679 von den Herren des Rathes und von den Zürcherischen Beamten in Stein gestiftet worden waren.[36]) — Das an die Kirche angebaute ehemalige St. Georgen-Kloster sodann, damals Amthaus, in welchem Vögelin als Hausfreund des Amtmanns Usteri[37]) und als Informator seines Sohnes häufig verkehrte, ist für sich allein ein ganzes Kunstmuseum.[38]) Der alte Kapitelsaal nebst andern Räumen stammt noch aus der Gothischen Zeit, der Kreuzgang mit reichen Maaßwerkfenstern und künstlichen, buntbemalten Netzgewölben aus dem Uebergang vom XV. zum XVI. Jahrhundert, zum Theil wenigstens aus der Zeit des letzten Abtes, David von Winkelsheim (1499—1526). Dieser kunstliebende Prälat erneuerte das alte Kloster fast in allen Theilen (wie er denn nicht weniger als sechszehen Mal sein Wappenschild angebracht hat). Von ihm rührt die jetzige Wohnstube mit dem reizenden Rheinerker, von ihm die kostbar getäferte Winterstube des Abtes, von ihm der Sommersaal mit den merkwürdigen Fresken her, wo heilige und mythologische Figuren, Parallelen aus der Römischen und Karthagischen Geschichte und derbe Szenen aus dem Leben seltsam mit einander wechseln. Auch diese Bilder, bezeichnet 1515 und 1516, sind mit Abstreifung aller Gothischen Formen, durchweg im Renaissancegeschmack gehalten. Die schöngeschnitzte Decke von 1516 schwankt zwischen Ornamenten des alten und des neuen Styles.[39]) — Auch das Rathhaus mit seinen Gemälden, Inschrifttafeln, Wappen, Bechern

und andern Alterthümern bot dem Sinn fürs Alterthümliche reiche Anregung. — Endlich aber bargen das Rathhaus und die Herrenstube in ihren Glasgemälden einen Kunstschatz, der seines Gleichen weit und breit nicht hat. Diese Fensterscheiben — und es waren noch zu Anfang dieses Jahrhunderts einige jetzt verschwundene Stücke vorhanden[40]) — zeigen die Schweizerische Glasmalerei auf ihrem Höhepunkte. Die ältern sind in den Jahren 1516 und 1517 gefertigt worden, die jüngere Serie stammt aus den Jahren 1542 und 1543 und, wenigstens der Mehrzahl nach, aus dem Atelier des ersten Glasmalers jener Zeit, des Zürchers Carl von Egeri.[41])

Wir können nun freilich nicht nachweisen, welche von diesen Denkmälern auf Vögelin einen nachhaltigen Eindruck machten, und wie frühe er zu einem geschichtlichen Verständniß derselben gelangte. Aber das ist wohl einleuchtend, daß der feinsinnige Jüngling nicht Tag für Tag durch diesen Reichthum von Kunstwerken hindurchgehen konnte, ohne die kräftigste Anregung für das Alterthumsstudium zu empfangen.

Aber auch für das alterthümliche und stille Stein kam plötzlich eine neue Zeit. Im Mai 1798 ward daselbst die Helvetische Konstitution eingeführt und die Stadt mit ihrem Gebiete politisch dem Kanton Zürich zugetheilt; freilich nicht, wie man in Stein als selbstverständlich vorausgesetzt hatte, als eigener Bezirk, sondern nur als Appendix zum Bezirke Benken. Darüber entstund denn in der Stadt große Unzufriedenheit, und diese kehrte sich zunächst gegen Zürich. Sei es nun aus dieser Ursache oder aus andern Gründen, man scheint diese Zutheilung von Stein an Zürich nur als eine provisorische angesehen zu haben. Jedenfalls hinderte sie nicht, daß im Sommer 1798 Stein in kirchlicher Beziehung dem Kanton Schaffhausen einverleibt wurde. Unterm 13. August 1798 drückt Vögelin dem Bürger Triumvir von Schaffhausen seine wahre Freude aus, „durch die neuesten Veränderungen wieder mit in jeder Rücksicht eben so achtungswürdigen Geistlichen in nähere Verbindung getreten zu sein, als diejenigen waren, mit denen wir vorher vereinigt waren. Wir empfehlen uns daher aufs angelegentlichste Ihrer brüderlichen Aufnahme und bitten Sie, den dasigen hochansehnlichen Kirchenrath unserer vollkommenen Hochachtung und Ergebenheit zu versichern.“[42]) Die neue Ordnung der Dinge führte endlich für Ramsen die volle Kultusfreiheit herbei.[43]) Für die Geistlichen in Stein aber machte sie sich zunächst dadurch bemerkbar, daß das Amthaus, dem ihre Besoldung oblag, ihnen diese nur noch theilweise ausrichten konnte, da die Grundzinse und Zehnten nicht mehr eingiengen. Im Jahr 1798 blieben dem Pfarrer von seinem Pfrundeinkommen zurück: der Herbst, 19 Saum Steinermaaß, und das Weihnachtsquartal von 15 Mütt Kernen und 15 Mütt Hafer, Steinermaaß, dazu 15 Gulden Geld.[44]) Dazu kamen dann 1799 beim Ausbruch des Krieges die Einquartierungen, die dem Pfarrhaus durch die Quantität und die Qualität der zugetheilten Gäste gleich lästig fielen.

In diesen unsichern und gedrückten Zeiten starb Pfarrer Vögeli, nachdem er noch am 12. Mai die letzte Eintragung in die Pfarrbücher gemacht, den 22. Mai 1799[45]). Die Grenzbesetzung schnitt allen Verkehr mit Zürich ab, und so konnte Niemand von dort dem Leichenbegängniß beiwohnen.

Der Sohn theilte schon in der zweiten Hälfte des Juni Büel seinen Entschluß mit, sich um die Pfarrstelle nicht zu bewerben, sondern mit der Mutter Stein zu verlassen. So ward denn den 7. September 1799 der frühere Provisor in Stein und gegenwärtige Pfarrer in Matzingen, Weber, Vögelin's Amtsnachfolger.

Die Familie des verstorbenen Pfarrers hatte noch bis zur zweiten Fronfasten nach seinem Absterben, also bis zum 15. Dezember, den Nachgenuß der Pfründe, zugleich aber auch die Verpflichtung, die Pfarrgeschäfte so lange durch einen Vikar fortbesorgen zu lassen. Nun aber hinderte dieselbe Grenzsperre den neugewählten Pfarrer, auf diese Zeit in Stein aufzuziehen und sein Amt anzutreten. Vögelin anerbot sich daher zu Anfang Dezember gegen Bürgermeister und Rath von Stein, er wolle, um die Gemeinde nicht in Verlegenheit zu bringen, die Pfarrgeschäfte fernerhin führen, bis sie Weber übernehmen könne. Da dies seinerseits nur eine und zwar gegen seine Wünsche und Pläne laufende Gefälligkeit, die Ausrichtung der Besoldung aber sehr zweifelhaft sei, so verlange er vom Magistrat als Erkenntlichkeit, so lange sein Aufenthalt in Stein noch dauere, von jeder Einquartirung verschont zu werden. Bewillige man ihm diese Forderung nicht, so werde er Sonntag den 15. Dezember sein Amt niederlegen und in der Abschiedspredigt der Gemeinde den Grund dafür mit würdiger Freymüthigkeit eröffnen. Auf dieses Ultimatum hin beeilte sich der Magistrat, dem Pfarrhaus die Befreiung von weiterer Quartierlast einmüthig zuzusichern. Und so amtete denn Vögelin, da die Grenzsperre bis zum 1. Mai 1800 dauerte, und Pfarrer Weber erst den 6. Juli in seine Stelle eingeführt werden konnte, noch bis zum 15. Juni weiter, an welchem Tage er seine Abschiedspredigt hielt.[46])

Warum hat Vögelin die Pfarrstelle in Stein nicht übernehmen wollen? Daß seine Bewerbung in Schaffhausen auf Widerstand hätte stoßen sollen, daran war bei seiner bisherigen tadellosen Amtsführung und bei dem ausgesprochenen Wunsch der Gemeinde, ihn als Seelsorger zu behalten, nicht zu denken. Auch hat Vögelin selbst niemals eine derartige Aeußerung gethan. In seiner Abschiedspredigt vermeidet er jede Motivirung seines Wegganges. In der berührten Eingabe an den Rath von Stein betont er seine der Erholung bedürftige, geschwächte Gesundheit, und in der That nahm er in Zürich zunächst keine Pfarrstelle an, sondern privatisirte zwei Jahre lang.

Die entscheidenden Gründe aber, warum Vögelin Stein verließ, giebt uns die Korrespondenz mit Büel. Zunächst hatte Vögelin überhaupt keine Lust, unter den damaligen revolutionären Zuständen ein öffentliches Amt zu versehen, am wenigsten ein geistliches. Für ein solches verlangte er, seiner gemessenen, nüchternen Art gemäß, eine gesicherte Grundlage. Diese aber schien ihm äußerlich und innerlich zu mangeln; äußerlich, weil durch die Aufhebung der Zehnten die ganze Besoldung der Pfarrer in Frage gestellt war; innerlich, weil die Helvetik dem geistlichen Amt und Stand von ferne nicht mehr die Verehrung entgegenbrachte, die er für dieselben forderte.

Dann aber war Vögelin gegen die ganze Zeit verbittert, sah rings um sich her nur Verderben, und verzweifelte völlig an der Wiederkehr besserer Zustände. Nicht daß er von Hause aus zu den blinden Verehrern der alten Zeit gehört hätte. Er erkannte sehr deutlich die Schwächen des gestürzten Regimentes und die Mängel der alten Staatsform. Ja, er sagt einmal (11. April 1801) von einer im unitarischen Sinne abgefaßten Broschüre „Ueber die Schweizer": „Ueberhaupt beredete mich der Verfasser schier — denn so tief eindringend und gründlich und gerecht gegen seine Gegner hat noch Keiner geschrieben — *ein Unitarier zu werden; halb war ich es ohnehin längst.*"

Allein die Art, wie von den Franzosen der Schweiz die Einheit aufgezwungen wurde, die unwürdige Stellung, in welche dadurch die Helvetische Republik und ihre Staatsmänner den Fränkischen Machthabern gegenüber geriethen, endlich das viele Brutale und Komische, was mitunterlief, empörten sein vaterländisches Gefühl von vornherein und machten ihn unfähig, dem Guten, was die neue Zeit brachte oder anstrebte,

gerecht zu werden. Wie die meisten seiner Gesinnungsgenossen höhnt er zuerst (Mai 1798) über „die theuren Regenten in Aarau", welche „Französische Affenspiele" treiben; dann jammert er (März 1800), daß er kein Vaterland mehr habe, und endigt mit hoffnungsloser Verzweiflung: „In diesen Zeiten, wo man nichts anderes sieht und hört, als Dinge, die unser Innerstes verwunden, wo man das höllische Frankenvolk eine List und eine Gewalt ausüben sieht, wobei sich die Frage kaum mehr zurückhalten läßt, ob denn der Himmel keine Blitze und die Erde keinen Schlund mehr habe, um diese Brut zu vertilgen." (Oktober 1800.) — „O es ist ein erbärmlich Ding um das Gros der Menschheit; ich denke so geringe von demselben, daß ich mich in Rücksicht vieler aus demselben schäme, ihres Geschlechtes zu seyn." (November 1801.)

Zu dieser trostlosen Stimmung im Allgemeinen kam nun aber bei Vögelin noch eine ganz spezielle Verbitterung gegen Stein, in der er sich mit Büel begegnete: „Die Plebs Lithopolitana," „die Lithopolitanischen Querköpfe", das ist die stehende Bezeichnung für die Steiner Bürger. „Sie haben", schreibt Vögelin an Büel, „das Unglück, weder gescheid noch dumm zu sein, sie sind in einer beständigen Schwebung, und steigen bald ein wenig hinauf, und sinken dann wieder hinab. Auch nicht Einer ist, der nicht mehr und minder von jener maladie générale angesteckt wäre." — „Ich bin ihrer Art, zu denken und zu handeln längst müde gewesen und werde nie wieder gegen dieselbe ankämpfen wollen." Es ist ihm unmöglich, dorthin zurückzukehren, „wo ich so oft mit Zentnerlasten beschwert, einsam wandelte, ohne einen gleichgestimmten Laut zu hören; ringsumher dumpfe Stille oder grelles Gekreisch." Ja, Stein ist ihm „Philistea" und „Sodom." Er versteigt sich zu Weherufen über die Stadt, deren „Verfall" unaufhaltsam hereinbricht, deren „Gericht" besiegelt ist.

Gewiß war in Stein viel Philisterhaftes; auch lockerte die Revolution sehr merklich die Sittenzucht; und Vögelin nahm moralische Fehltritte seiner Pfarrkinder ganz besonders schwer auf.[47]) Allein, um seine harten Anklagen auf das richtige Maaß zurückzuführen, braucht man nur an einige Thatsachen zu erinnern. In der aufgeregtesten Zeit, im Juni 1799, genügte Büel's Auftreten in einer Bürgerversammlung, um die Parteileidenschaft zu besänftigen, und verkehrte Beschlüsse, die schon so viel als gefaßt waren, rückgängig zu machen.[48]) Und im selben Jahre, 1801, wo Büel und Vögelin obige Worte wechselten, wurde ersterer von seiner Vaterstadt nicht nur in die Munizipalität und in den Schaffhauser Kantonsrath gewählt, sondern er hatte auch die Genugthuung, in Stein eine „Gesellschaft der Freunde der Erziehung" zu stiften und als Präsident zu leiten, worüber Vögelin in hellen Jubel ausbricht.

Auch Vögelin's Leistungen blieben in Stein in achtungsvollem Andenken; zumal die Werthschätzung seiner gehaltvollen Predigten stieg in dem Maaße, als sein Nachfolger mit extemporirten und konfusen Kanzelvorträgen vor die Gemeinde trat. Büel kann seinem Freunde das schmeichelhafte Lob schreiben, selbst „Michel Graf, versoffenen Andenkens, und Compagnie rühmen Dich als einen sehr guten Prediger."

Aber auch einige der besten Familien bewahrten Vögelin eine aufrichtige und herzliche Pietät; gerne nahm er bei seinen Besuchen in Stein Einkehr bei denselben, und der freundliche Verkehr setzt sich bis heute, in die dritte Generation fort.

IV.

Im frohesten Glücksgefühl meldet Vögelin den 20. Juni 1800 seinem „liebsten, theuersten" Büel die Ankunft in der Vaterstadt. „Ich verließ letzten Mittwoch Morgens Stein mit ungemein leichtern Empfindungen, als ich es mir vorstellte. Ueberaus leicht und heiter fuhr ich Hettlingen zu und brachte vorgestern Abends und gestern vollends den ganzen Tag in anhaltendem Umgange eines meiner Freunde, die ich seit den Studentenjahren nie gesehen hatte, Irmingers von Henkart, überaus angenehm zu. Ein liebliches Omen, daß meine neue Veränderung überaus wohlthätig für mich sey! Und nun kamen wir heute angenehm und glücklich in unserm Zürich an. Schon habe ich Besuche von einem meiner liebsten Freunde, in dessen Gesellschaft ich mich ganz wieder meiner ehemaligen lieben Tage in Zürich erinnere. Eine neue Welt öffnet sich mir, die mich lieblich erquicken und in Kurzem gänzlich wiederherstellen wird, denn fürs politische will ich nun gleichsam todt, oder in einer völligen Apathie seyn." — Acht Tage nachher kann Vögelin bereits berichten von den mannigfaltigen Anregungen, die ihm in Zürich durch theologische, philosophische und belletristische Lektüre, in der Gesellschaft von Orell und Schultheß, in den Kunsthandlungen und auf der Platzpromenade zu Theil wird; „nur daß auch hier der Feind das Unkraut, genannt Franzosen, unter den Weizen streut." — Und am 2. Januar 1801 bricht die Freude, wieder unter seinen Mitbürgern zu sein, besonders lebhaft durch: „O du gutmüthiges, du wenn gleich nicht charakterfestes, doch auch nicht unedles Volk in Zürichs Mauern, zu welchem mitzugehören mich noch nie gereut hat, wie gerne feyre ich heute mit dir, deiner gedrückten Lage vergessend, ein Fest der Herzlichkeit und harmlosen Freude, ein Fest, das auch der Jugend so wohl thut." — Reihen wir hier noch einen Bericht über die im Sommer des Jahres 1801 unternommene Badekur in Pfäffers an: „Nach einer Abwesenheit von vier Wochen", schreibt Vögelin, „kam ich wieder in Zürich an. Die Lust, mit welcher ich mich nun wieder in Zürich aufhalte, die Wirkungen, die seine Lage und seine Einwohner neuerdings auf mich machen, zeigen mir nun erst, wie stark meine Anhänglichkeit an meine Vaterstadt seit meinem Weggange von Stein geworden, und wie viel Mühe es mich kosten würde, mich von ihr zu entfernen. — Die Reise nach Pfäffers hat mir überhaupt ungemein wohlgethan. Auch wenn ich von meiner Kur nicht die guten Wirkungen in Absicht auf meine körperliche Gesundheit verspürte, die ich doch zu verspüren glaube, so wäre sie mir doch um der Geistes-Gesundheit willen, die sie mir so ungemein erhöht hat, unschätzbar. In der That belebt mich, seit ich von Pfäffers zurück bin, ein Frohsinn, den ich vorher noch nie kannte, eine Heiterkeit, die alles in einem milden Licht erblickt und selbst durch die erbärmlichsten Aussichten für unser Vaterland sich nicht niederschlagen läßt; ein Muth, der auch bey fremden Personen sich nicht mehr verlegen fühlt. Zu diesem letztern haben mich besonders so viele frappirende Erfahrungen gebracht, von dem Wohlwollen, welches ich immer allgemeiner in Zürich genieße, und von der Werthschätzung, die ich in Pfäffers von den sämmtlichen dort befindlichen Gästen genossen, so daß Deine Weissagung von dem Verschwinden meiner Schüchternheit anfängt, in Erfüllung zu gehen. — Eine Wirknng dieser Werthschätzung ist ebenfalls der Druck meiner in Pfäffers gehaltenen Predigt, welche(n?) Gonzenbach von St. Gallen, ein ungemein schätzbarer Mann, veranstaltete." [49])

Vögelin privatisirte in Zürich, wo er bei seinen Verwandten auf dem „Mühlerad" sein Quartier genommen, etwas mehr als neun Vierteljahre. Aber diese Mußezeit war reichlich ausgefüllt. Zunächst setzte

er seine theologischen Studien, namentlich Religionsphilosophie und Homiletik, mit großem Eifer fort. Denn er dachte, wenn sich die Zeiten etwas bessern würden, wieder eine Predigerstelle anzunehmen, aber freilich nur eine ihm zusagende in der Stadt. „Wenn ich nicht, schreibt er im August 1801, durch das Große und in die heiligsten Bedürfnisse der Menschheit Eindringende meines verkannten Berufes noch immer für denselben eingenommen wäre, so würde ich denselben als eine Last betrachten, die ich bey der ersten besten Gelegenheit von mir schüttelte. Aber so bleib ich demselben treu; freylich zu einer Landpredigerstelle werde ich mich nun ewig nicht mehr entschließen können, da ich nicht sagen kann, welch eine verächtliche Idee ich von dem Bauer bekommen habe. Hier in Zürich steht es doch Gottlob noch anders in dieser Absicht."

Im Einzelnen freilich können wir Vögelin's damalige Studien nicht verfolgen. Wir hören nur, daß er Schleiermacher's „Reden" las, und höchst frappirt war von der Doppelnatur dieses (im September 1801) „noch wenig gekannten, aber in seiner Art ganz einzigen Buches, welches, wie mich dünkt, den vollendetsten Mystizismus enthält, welches auf der einen Seite orthodoxer als der größte jetzt lebende Orthodox, und auf der andern zugleich heterodoxer als der größte Heterodox ist; es hat den Titel: „Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin 1799."

Gleichfalls um sich in seinem Berufe zu vervollkommnen, trat Vögelin damals der schriftforschenden und der aszetischen Gesellschaft bei, von denen die erstere ihre Mitglieder zum Studium der Bibelauslegung, die zweite zur Förderung in der praktischen Theologie versammelte. Die erstere dieser Vereinigungen entstund in Zürich mitten in der Verwirrung und Aufregung der Helvetik, und wir verdanken Vögelin folgenden Aufschluß über ihren Ursprung: „Es hat sich, schreibt er den 25. Juli 1800, eine schriftforschende Gesellschaft im Stillen gebildet, die vorerst aus Heß (dem Antistes), Schultheß, Herder,[50]) Geßner (damals Pfarrer am Fraumünster, nachmals Antistes) besteht, wozu ich auch eingeladen wurde, und das Secretariat übernehmen werde. Sie versammelt sich heute zum erstenmale. Ich bin sehr begierig zu erfahren, wie viel oder wie wenig hiebey herauskommen wird, und ob nicht diese Freunde ihre Akten schon ganz geschlossen haben, über Bibelerklärung überhaupt und einzelne Stellen insbesondere." Und unterm 27. Februar 1801 berichtet er: „Unsere schriftforschende Gesellschaft florirt gar trefflich; sie hat bereits gegen dreißig Zusammenkünfte gehalten und dehnt ihre Aeste im Lande umher, doch vermeidet sie alles Aufsehen; ich gewinne sie täglich lieber. Man muß freylich oft sehr unangenehme Anmerkungen verschlucken, dafür wird man aber durch gründliche und psychologische Darstellung hinreichend entschädigt." Dann aber verschwindet die Spur dieser Vereinigung für uns.[51])

Aelteren Datums war dagegen die sog. aszetische d. h. Uebungs-Gesellschaft, welche 1868 ihr hundertjähriges Jubiläum feiern konnte.[52]) Die Vielseitigkeit der hier zur Sprache kommenden Fragen aus dem Gebiete der praktischen Theologie machten Vögelin diesen Kreis von Amtsbrüdern ganz besonders werth, und von Anfang an betheiligte er sich an den Aufgaben, welche die Mitglieder sich stellten. So reichte er der Gesellschaft, die ein neues Festbüchlein erstellen wollte, eine Darstellung der Weihnachtsgeschichte für die Landschulen ein, und unternahm, ermuthigt durch den Erfolg dieses Versuches, gemeinsam mit J. G. Schultheß, ebenfalls für die Landschulen, eine Geschichte Jesu zu bearbeiten.

Johann Georg Schultheß, geb. 1758, Leutpriester beim Großen Münster, seit dem April 1801 Diakon am St. Peter, der ältere Bruder des Hauptes der Zürcher Rationalisten-Schule, des Dr. und Pro-

fessor der Theologie, Johannes Schultheß, war im Gegensatz gegen diesen von tief gemüthlicher Anlage und durchaus positiver Richtung. Vögelin schloß sich an den als geistvollen Erbauungsschriftsteller und Dichter sehr geschätzten Mann innig an, und hätte gemeinsam mit ihm wohl Manches ausgeführt, wenn Schultheß nicht plötzlich beim Bombardement von Zürich, von einer Kugel getroffen, den 20. September 1802 dahingerafft worden wäre.[53]) Die Trauer um den allgemein beliebten Mann erfüllte die ganze Stadt und fand ihren Ausdruck in der Unterstützung seiner hinterlassenen Familie durch „gefühlvolle Menschenfreunde."[54])

Eine weitere Bethätigung Vögelins war die Inspektion der gleichfalls von der aszetischen Gesellschaft eingerichteten Schule am Spital zur Fortbildung der Kinder, welche in demselben längere Zeit zu verweilen hatten.[55])

Sodann ließ sich Vögelin bestimmen, einigen Knaben Privatunterricht zur Vorbereitung auf das Collegium Humanitatis zu ertheilen. Dieser Unterricht erstreckte sich nicht nur über Deutsche und Lateinische Sprache, sondern auch über Geschichte, mathematische und physikalische Geographie, für welche Fächer Vögelin, wie auch für die Astronomie, eine besondere Neigung hatte. Fügen wir hier noch bei, daß er auch im Mechanischen nicht unbewandert und z. B. mit der Konstruktion der Taschenuhren vollkommen vertraut war. Er handhabte auch bis zuletzt bei den gewöhnlichen Vorkommenheiten im Hauswesen Hammer, Axt und Säge in eigener Person.

Vögelin war kaum in Zürich angelangt, als ihm schon von Antistes Heß die ehrenvolle Aufforderung zukam, für ihn im Großmünster zu predigen; dann leistete er wiederholt für den kranken Lavater Aushülfe, so am Bettag 1800 und „am letzten Sonntag des Jahrhunderts," wodurch er auch in persönliche Berührung mit ihm kam. Lavaters Tod, der am 2. Januar 1801 erfolgte, wurde von Vögelin nicht als ein persönlicher, wohl aber als ein öffentlicher Verlust für Zürich empfunden, und es mag von einigem Interesse sein, einen Augenzeugen über Lavaters Begräbniß und Todtenfeier zu hören, dann aber in den vertrauten Aeußerungen zwischen Vögelin und Büel die Stimmen seiner Zeitgenossen über den merkwürdigen Mann zu vernehmen.

Vögelin schreibt den 9. Januar 1801: „Die Freude des letzten Berchtold-Tages ist unserer Stadt sehr verbittert worden, denn eben als ich den Brief an dich zum Boten trug, erscholl das Gerücht: „Diesen Augenblick hat Lavater dies Leben verlassen," und mit diesem Gerücht verbreitete sich Wehmuth und Klage überall. Wie stark Zürich seinen Verlust fühle, zeigte sich aber erst ganz an seinem Leichenbegängnisse. Ein furchtbares Menschengedränge hatte sich auf dem St. Petersplatze zusammengehäuft; mehr als eine volle Stunde dauerte die Klage (das sog. „Leidergetzen" oder „Klöpfen"), während welcher Zeit ein Strom von Menschen um den andern zu dem Thore hinaus auf den Begräbnißplatz voran eilte; es war schon Dämmerung, als die Leiche auf demselben ankam, begleitet ebenfalls von allen hier anwesenden Französischen Offizieren, die eine schwarze Armbinde trugen (ob ihre Anwesenheit den Leichenzug zierte, ist bei mir noch die Frage). Auf dem Grabe ward nun von der Waisenschaar ein Trauerlied gesungen, dann eine Standrede von Diakon Heß gehalten, dann wieder gesungen und endlich von Geßner den Anwesenden gedankt. Am Leichenbegängniß bot man schon ein Denkmal herum, das Lips auf Lavaters Tod verfertigt hatte. Die Vorstellung ist ein erhabenes Monument, in dessen Mitte sich ein kenntliches, doch nicht ganz gelungenes Porträt Lavaters befindet." (Folgt die Beschreibung des bekannten Kupferstiches.)

„Ein schriftliches Denkmal auf Lavater als Schriftsteller, Prediger, Katecheten u. s. w. hat Schultheß der ascetischen Gesellschaft verheißen. Er wird wahrscheinlich an die St. Petersgemeinde kommen und an seine Stelle Prof. Kramer, ein klägliches Subjekt! — aber die Familienverbindungen geben noch immer den Ausschlag wie vor Altem, doch hätte ich vielleicht noch neben ihm reüssiren können, wenn ich nicht durch einen allzulangen Kampf mit mir selbst den rechten Zeitpunkt, um mich mit Erfolg auf die Leutpriesterei zu melden, überwartet hätte.

„Lavater — um noch einmal auf den auch mir unvergeßlichen Mann zu kommen, den ich stets als ein Kunstgebild bewunderte, welches die widersprechendsten Eigenschaften in sich vereinigte, den ich als den großen, heroisch thätigen Mann schätzte, aber der mir doch großentheils ungenießbar war — ist secirt worden, und da fand es sich, daß der eine Lungenflügel beinahe ganz verzehrt und zwei Rippen ebenfalls beinahe ganz vereitert waren, daher die Aerzte den entsetzlichen Schmerz herleiten, den er über ein Jahr auszustehen hatte. Also auch ohne die erhaltene Wunde hätte Lavater höchstens noch ein Jahr leben können. Immerhin eine Beruhigung, dies zu wissen."

Darauf schreibt Büel: „Ich danke dir recht sehr für die Nachricht von Lavaters Leichenbegängniß. Mich freut es recht sehr, daß Zürich diesem, auch meinem Freunde, die Beweise von Hochachtung und Werthschätzung gab, die ihm gebührte. Es ist wahr, er vereinigte in seinem Charakter und in seiner Meinung oft ungenießbare Sachen; aber wie viel Schönes, Großes, Einziges hatte er dann auf der andern Seite an sich. Das, was mir an ihm das Liebste war, war seine Humanität, seine Lieblichkeit und Leichtigkeit im Umgange, seine Gabe, das Große und Kleine mit einander zu vereinigen. Seine Attention auf so Vieles, was Andere übergehen. Seine lebendige, malerische, fruchtbare Einbildungskraft. Sein reger Diensteifer. Seine Thätigkeit. Seine Treue an seinen Grundsätzen. Seine Mittheilungsbegierde. Seine Unerschrockenheit, für die gute Sache zu reden und zu schreiben. Seine Vaterlandsliebe. — Seine theologischen Meinungen waren mir oft gänzlich ungenießbar; aber ich werde Lavaters Andenken mit dem innigsten Dankgefühl in meiner Seele aufbewahren."

Vögelin antwortet den 16. Januar: „Auch ich schätzte an Lavater all das Große und Gute, das du aus seinem Charakter heraushebst, aber nur aus der Ferne; in seiner Nähe war ich nie gern. Seine Art zu thun und zu lassen — mit einem Wort: der Lavater'sche Geschmack, seine Eigenthümlichkeiten, war mir immer ungenießbar, sowie Alles, was einen Anstrich derselben hatte."

Den 6. Februar. „In vierzehen Tagen ungefähr wird die Trauermusik zu Ehren Lavaters aufgeführt werden können; das Orchester wird außerordentlich zahlreich; mehr als 50 Frauenzimmer, worunter Fr. Escher beym Adlerberg als eine der ersten glänzt, haben sich als Sängerinen engagirt. Die Musik selbst wird im Großmünster sein, Völker von Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht werden auf diese Feyerlichkeit zusammen strömen."

Den 27. Februar. „So ward denn gestern wirklich die Lavatern geweihte Trauermusik aufgeführt. In der That ein für unser Zürich in seiner Art einziger Auftritt. Es war ein überaus überraschender Anblick, die ganze Kirche mit 1500 Lampen bekränzt und auf die simpelste und geschmackvollste Art beleuchtet zu sehen; wobey fünf Kronleuchter von der Decke der Kirche herabhiengen; die Krone der Beleuchtung war indeß der zum Orchester erweiterte, mit einer Reihe von Wachskerzen geschmückte und schwarzen Guirlanden von Flor behangene Kanzelboden. Er war mit Sängern und Sängerinen beyderley Geschlechts, fremder und einheimischer Abkunft, protestantischer, katholischer und antichristlicher Confeßion, aristokratischer und demokratischer Denkungsart, und

mit den besten Musikern der Stadt und Nachbarschaft besetzt. — Man strömte von allen Seiten herein, und in etwas mehr als einer halben Stunde war unser Münster mit anderthalbtausend Menschen aller Klassen angefüllt. Schon um 4 Uhr nahm die Musik den Anfang (sie war aus Lazarus, ich lege den Text bey), sie war seelerhebend. Nach der Dauer einer Stunde trat nun Schultheß auf die Kanzel und las eine Rede über das, was Lavater als Dichter war, an Ausdruck und Inhalt das trefflichste und vollendetste, was ich je von ihm hörte. Er sprach eine volle Stunde.[56]) Dann begann die Musik wieder und dauerte bis 7 Uhr. Um diese Zeit war schon alles zu Ende; jedoch ward es 8 Uhr, ehe die letzten Personen die Kirche verließen. Der Eindruck dieser Scene wird mir bleiben und ich würde mich desselben freuen, auch wenn ich kein Zürcher wäre.[57])

Anläßlich der Anwesenheit Jung-Stillings in Zürich kommt Vögelin (3. April 1801) nochmals auf Lavater zu sprechen: „Ich beneide Jung um sein „Heimweh" nicht, im Gegentheil, ich möchte es um Vieles nicht geschrieben haben. Diese Demuth heuchelnden geistlich Stolzen sind mir in der Seele zuwider. Da war der sel. Lavater doch ein anderer Mann, denn er hatte eine Seele, die in dem Grade groß war, in welchem die Seele derer, die sich zu seiner Parthei halten, gemeiniglich klein ist. Ich lese soeben den zweiten Theil seiner Deportationsgeschichte mit wahrem Interesse, wenn gleich Alles nur fragmentarisch und zerbröckelt ist, sowie ich auch glaube, daß Lavater kein strenge zusammenhängendes systematisches Ganzes hätte schreiben können. Diesen zweiten Theil las ich mit noch größerem Interesse, nicht nur wegen des interessanteren Zeitpunktes seiner Deportation, und der vielen in Gold einzufassenden Gedanken, welche in die Geschichte eingestreut sind, sondern weil er nicht mehr ist. Jetzt ist mir Alles von ihm noch einmal so schätzbar, daher lese ich nun das was meinen Beyfall hat, desto aufmerksamer und dankbarer für seine Größe und Güte, und selbst das für mich Ungenießbare weit ruhiger."

Nach dieser mit den frühern Aeußerungen kontrastirenden warmen Anerkennung Lavaters eröffnet sich auch Büel weiter gegen Vögelin, als er früher gethan: „Ich muß Dir sagen, Lavaters Freundschaft hat mir erstaunlich genützt. Ich gehörte unter seine vertrautesten Freunde, und will sein Zutrauen ewig nicht mißbrauchen. Vieles, das ich von ihm weiß, geht mit mir ins Grab. Wie der wahrhaft große und edle Mann mir Alles darbot, Alles mir aus seiner Geschichte und seinen Grundsätzen erzählte, ohne auch nur einmal durch Fragen nach meinem Dafürhalten in Verlegenheit zu setzen! Es giebt für Geistes-Größe nicht nur Einen Maßstab, und jede Größe hat ihre Tiefe. Warum wollen wir eine menschliche Größe von Menschen trennen, d. h. von Schwachheit?"

Der August des Jahres 1802 brachte Vögelin zwei wichtige Veränderungen, eine Anstellung als Prediger und die Verlobung.

Obwohl Vögelin seit Lavaters Tod es geflissentlich auswich, dessen Haus zu besuchen, so bildete sich doch das Gerücht, und erhielt sich mit großer Hartnäckigkeit, er werde Lavaters jüngste Tochter Louise (geb. 1780 unverehelicht gest. 1854) heiraten. Das geschah nun freilich nicht, dagegen verlobte sich Vögelin mit Susanna Ott, geb. 1780, der Tochter einer mit Lavater sehr enge befreundeten Familie. Der Vater, Anton Ott, war Besitzer des Gasthofes zum Schwert, daneben Rittmeister und Rathsherr gewesen und 1800 gestorben. Seine Wittwe setzte die Wirthschaft, zu der aber die Tochter keinerlei Lust hatte, fort.

Ueber seine Anstellung berichtet Vögelin den 29. August an Büel: „Uebermorgen wird mir eine

Predigerstelle in meiner Vaterstadt aufgetragen werden — die Pfarrstelle am Waisenhause. Eine Stelle, die viel Angenehmes freilich auch mit vielem Unangenehmen vereinigt. Angenehm ist es, in den Kreis der hiesigen, im Ganzen sehr artigen und hoffnungsvollen Waisenkinder zu kommen, denen man, die Kinderlehre mitgerechnet, die dem Pfarrer obliegt, wöchentlich zwei Stunden Religionsunterricht gibt, vereint mit dem Diakon und Oberlehrer, welche beide denselben auch noch mehrere Religionsstunden geben. Ich war von jeher gerne im Kreise der Kinder. Ferner, daß man die Morgenpredigtstunde hat, wo man nicht nur mit weit größerer Leichtigkeit predigt, sondern auch ein zahlreicheres Auditorium hat; und endlich, daß die Geschäfte nicht gar zu vielfach und drückend sind, wogegen aber freilich auch die Einkünfte fast nur ein Trinkgeld sind und man dabei das wirklich Ehrenvolle dieses Platzes mit in Anschlag bringen muß. Aber dann ist freilich auch die Kehrseite nicht zu vergessen und diese ist die Besorgung des Zuchthauses, welches auch in Zeiten besserer Ordnung sehr unangenehm und lästig war, seit der Revolution aber in die heilloseste Unordnung gerathen war. Man hat freilich hier viel Gelegenheit, moralisch-psychologische Bemerkungen zu machen, aber nur über rohe Seelen, die oft schon für jede bessere Regung erstorben sind. Jedoch läßt sich auch in Rücksicht dieses ein reicher Schatz von Menschenkenntniß für künftige Zeiten und Wirkungskreise sammeln. Ich würde, zu schüchtern, und im gerechten Mißtrauen auf meine Kräfte, aus mir selbst nie mich um eine solche Stelle beworben haben; aber ich wurde dazu aufs stärkste von den Männern aufgefordert, die diese Stelle zu besetzen haben; ich weigerte mich lange; endlich mußte ich mich, so zu sagen, dazu entschließen, und nun verwandten sich die achtungswerthesten Männer für mich, so daß meine Nebenprätendenten stille gestanden sind, und ich also übermorgen einmüthig erwählt werde. Ich sehe diese so ganz ungesuchte Beförderung, die übrigens auch das Publikum allgemein wünscht, als einen Wink der Vorsehung an, ehre und befolge ihn jedoch mehr mit einem schweren als freudigen Herzen, wozu besonders das Gefühl meiner noch immer etwas angegriffenen Gesundheit beiträgt. Doch die Vorsehung, die mich, wie ich kindlich glaube, und glauben zu dürfen Grund habe, an dieser Stelle haben will, wird mir auch Muth und Kraft geben, dieser Stelle Genüge zu leisten."

Den 7. November 1802 hielt Vögelin seine Antrittspredigt und zwar im großen Schulzimmer des Waisenhauses; denn erst mit Advent 1803 ward die Waisenhauskirche, welche während der Kriegsjahre als Militärlazareth gedient hatte, wieder frei und von Vögelin durch einen feierlichen Gottesdienst von Neuem eingeweiht.[58]) In dem neuen Wirkungskreise fand er aber nicht nur für sich selbst eine ausnehmende Befriedigung, sondern auch die höchste Anerkennung der Waisenpflege, welche nicht ruhte, bis der Stadtrath Vögelin seine anfängliche Besoldung von 430 ℔ auf 600 ℔ aufbesserte und ihm zugleich noch ein Personal-Addidament von 400 ℔ ertheilte, um ihn dem Waisenhause wenigstens so lange zu erhalten, „bis er im Verfolg der Zeit allenfalls eine der ersten Pfarrstellen in der Stadt erhalten würde."[59]) Die segensreiche Wirksamkeit Vögelins als Waisenhauspfarrer ist anderswo eingehend geschildert worden.[60]) Sie gipfelte in den Predigten, welche ihm bald den Ruf eines der vorzüglichsten Kanzelredner erwarben und sonntäglich ein äußerst gewähltes, zahlreiches Auditorium um sich versammelten. Die von Lavater'scher Ueberschwenglichkeit und nüchternem Rationalismus, von abstrakter Dogmatik und platter Moral gleich weit entfernten, geist- und gemüthvollen Vorträge entsprachen auf's Glücklichste dem Bedürfnisse jener durch die Noth der Zeiten gereiften Generation; und manche Erbauung Suchende, die verhindert waren, die Predigten anzuhören, wollten sie wenigstens lesen. Es zeugt von außergewöhnlicher Bescheidenheit, daß der gefeierte Kanzelredner trotz aller Aufforderungen sich nicht dazu verstehen ließ, seine mit allerhöchster Sorgfalt ausgearbeiteten Predigten dem

Druck zu übergeben. Eine Ausnahme machte er nur mit den bereits erwähnten[61]) und zwei weitern Gelegenheitsreden.[62])

Dagegen war es ihm eine Herzenssache, daß auch das heranwachsende Geschlecht von Theologen der Predigt ein ernstes Studium zuwende. Und da die theologische Lehranstalt Zürichs damals tief darniederlag, am tiefsten wohl gerade in diesem Zweige, so entschloß sich Vögelin, mit den Studirenden privatim homiletische Uebungen zu halten. Zwei Zeugnisse von Theilnehmern derselben liegen uns vor. Der ehrwürdige Geschichtsschreiber J. J. Hottinger gab in der letzten Vorlesung, die er an unserer Hochschule hielt,[63]) ein Bild der Zustände Zürichs in der Zeit, in welche seine eigene Entwicklung fiel. Er konstatirte mit Namen die Impotenz der damaligen theologischen Lehrer am Carolinum und fuhr dann folgendermaßen fort: „Aber hier kamen uns drei Wege der Privatergänzung zu statten. Zuerst bei Antistes Heß. Dieser hatte eine sog. „Prophezey" eingerichtet (es ist offenbar von der „schriftforschenden Gesellschaft" die Rede), einheimische und fremde Geistliche versammelten sich in seinem Hause und besprachen sich über biblische, besonders neutestamentliche Gegenstände, dogmatisch und exegetisch, in freier Weise. Jeder gab, was er wußte, und nie habe ich eine dieser Abendstunden, ohne wesentlichen Gewinn und neue Anregung verlassen. Hier lernte ich auch den vortrefflichen Pfarrer Vögelin kennen, der einer der tüchtigsten Mitarbeiter war, und dieser erbot sich, uns ein Privatkollegium über die Homiletik zu geben. Wir versammelten uns ebenfalls an einem Abend in seinem Haus und lernten hier die besten homiletischen Muster kennen. Besonders kam er immer wieder auf den berühmten Kanzelredner Reinhard, nach welchem er sich selbst auch gebildet hatte. Aber nicht nur gelesen wurden da Predigten, sondern er besprach auch Disposition und Ausführung eingehend und leitete uns zur Praxis an. — Der dritte Abend war bei dem einst wohlbekannten, äußerst populären Pfarrer Brunner. Hier bewegte sich das Gespräch ganz frei ꝛc. — Das waren die drei Krücken, auf denen wir durch's Examen kamen."

Und K. W. Fäsi berichtet von diesen Uebungen: „Besonders war es dem lebendigen, und wo er nur konnte, Leben weckenden Manne darum zu thun die Selbstthätigkeit seiner Zuhörer anzuregen. Er ließ dieselben aus vorgeschriebenen Schriftstellen Themata, er ließ sie zu Thematen Texte suchen, gegebene Themata disponiren. — Wenn er auf die großen Vorzüge Reinhardischer Predigten aufmerksam machte, so verschwieg er auch nicht deren minder nachahmenswerthe Eigenschaften, und zeigte, in welchen Beziehungen dieser große Mann von andern Meistern übertroffen worden. Mit besonderm Nachdruck warnte er auch vor Allem, was man homiletischen Schlendrian nennt, und lehrte durch Wort und Beispiel, nichts für klein achten, was irgendwie zur Erreichung des Hauptzweckes alles Predigens beitragen kann."[64]) — Auch Birch nahm an diesen Übungen Theil.

Zu diesem reichen Segen im Beruf kam noch die glücklichste Häuslichkeit. Die Gattin, mit welcher sich Vögelin 1803 verbunden, und der sich in seinem Umgang eine neue Welt des Geistes- und Gemüthslebens erschloß, war ganz Dankbarkeit und Hingebung für ihn. Der einzige, aber reichbegabte Knabe erweckte die schönsten Hoffnungen. Und tägliche Zeugen dieses Glückes waren die Mutter Vögelins und die Großmutter seiner Gattin, welche ihren Lebensabend bei ihren Kindern zubrachten. So schien das froheste Gedeihen diesem Hause beschieden.

Da plötzlich — auf der Kanzel — erlitt Vögelin im Jahr 1814 einen Blutsturz. Ein fast unheilbares Brustleiden folgte demselben und machte all dieser Thätigkeit ein schmerzliches Ende. Lange Zeit war dem schwer Geprüften selbst Sprechen und Schreiben unmöglich, und nur die höchste Schonung erhielt ihn am Leben. Erst ganz allmälig kehrten die Kräfte zurück, und gestatteten Vögelin wieder in größeren Kreisen zu reden. Aber die Kanzel hat er nie mehr betreten.

Zwar behielt Vögelin, in der Hoffnung, er könne dereinst seinen Prediger- und Lehrerberuf wieder ausüben, seine Pfarrstelle noch sechs Jahre lang bei, während welcher Zeit er sich durch Vikare versehen ließ. Allein 1820 mußte er sich von der Unmöglichkeit, sein Amt jemals wieder selbst auszufüllen, überzeugen, und verzichtete daher auf dasselbe. Es war dies der betrübteste Schritt in seinem Leben. Ruhegehalte gab es damals noch nicht. Wohl aber ehrte der Stadtrath Vögelin dadurch, daß er ihm das 1806 zugesprochene Personaladdidament ferner aussetzte,[65]) welches er denn auch bis 1826 fortbezog. Dagegen hörte Vögelin nicht auf, Mitglied der Waisenhauspflege und als solches für das Gedeihen der ihm theuren Anstalt thätig zu sein. Erst bei der Reorganisation dieser Behörde im Jahre 1837, mit welcher er nicht einverstanden war, wurde er aus derselben beseitiget. Noch aber blieb Vögelin bis an sein Ende mit dem Waisenhaus in Verbindung durch die Anordnung der Neujahrsblätter, welche eine von ihm ins Leben gerufene Gesellschaft jährlich zum Besten der Anstalt herausgiebt. Das erste in der Reihe dieser Blätter, die Biographie des Erbauers des Waisenhauses, des Statthalters Heinrich Escher, hat Vögelin selbst verfaßt.[66])

(Schluß folgt.)

Nachweisungen.

[1]) Die Schilderung der Verhältnisse in Stein im vorigen Jahrhundert ist der „Geschichte der Stadt Stein am Rhein" von Fr. Ziegler, Pfarrer auf Burg, Schaffhausen 1862, den gefl. Mittheilungen des Hrn. Pfarrer Vetter in Stein, sowie einer Reihe von Aktenstücken des Zürcherischen Staatsarchives entnommen, die sich jetzt seit dem Uebergang von Stein an Schaffhausen theilweise im Archiv des letztern Kantons befinden. Für die betreffenden Nachweisungen sind wir Hrn. Dr. E. Enderis, Staatsarchivar in Schaffhausen, zu vielem Danke verpflichtet.

[2]) Bericht des Pfarrvikars S. Vögelin über die Kirchen- und Schulverhältnisse in Stein, an die Verwaltungskammer des Kantons Schaffhausen, vom 13. August 1798.

[3]) Nach Leu's „Eidgenössischem Lexicon" Band XVII, S. 551, hätten in Stein sogar vier Räthe neben einander geamtet: der geheime von 8, der kleine oder tägliche von 13, der gewöhnliche von 19, und der große von 39 Mitgliedern. Obwohl das Lexicon in Fragen des damaligen Staatsrechtes und der lokalen Administration — zumal in Zürcherischen Dingen — sonst sehr zuverlässig, ja bei der Stellung des Verfassers beinahe eine offizielle Quelle ist, so schien hier doch die Darstellung des Regimentes in Werdmüller's Memorabilia Tigurina, II, (1790) S. 139, mit welcher auch Ziegler (S. 107 f.) zusammentrifft und der wir gefolgt sind, die wahrscheinlichere. Merkwürdigerweise geben nach gefl. Mittheilung des Archivars, Herrn Pfarrer Vetter, die Rathsprotokolle im Stadtarchiv über diese Frage keinen Aufschluß.

[4]) Die Akten des Steiner-Archives über den 1784er Handel hat Hr. Pfr. Vetter publizirt in der Denkschrift: „Die Zerwürfnisse zwischen Stein und Zürich in den Jahren 1783 und 84", Stein (Selbstverlag des Verfassers). Die im Staatsarchiv von Zürich niedergelegten Dokumente sind in minutiöser Vollständigkeit gesammelt in zwei umfänglichen Bänden der Zürcher Stadtbibliothek: „Acta den Revolutions-Handel zu Stein am Rhein betreffend ab a° 1781 ad a^um^ 1784." Dagegen ist die von K. v. Muralt in der Biographie Reinhards (S. 22) erwähnte Aktensammlung des Letztern in dessen politischem Nachlaß auf der Stadtbibliothek in Zürich nicht vorhanden.

[5]) Ein gereimtes Pasquill, das mit den Worten beginnt

„Uf, uf ihr Fekelschäzere
Ihr Tunner Hagels Hünd",

enthält in nicht weniger als 24 Strophen in ironischer Ausführung die Anrede des Zürcher Kommandanten an seine Auszüger. Das lange Zeit verschollene Stück ist mitgetheilt von Prof. Dr. Ludwig Tobler in seinen „Schweizerischen Volksliedern" (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, herausgegeben von Jakob Bächtold und Ferd. Vetter. Vierter Band). Frauenfeld 1882. Anhang zu den historischen Volksliedern, Nr. 3, S. 184, vgl. S. LXX und 223.

[6]) Bericht des Stadtschreibers von Stein (Peter) über die Huldigungsfeierlichkeit, bei Vetter S. 22.

[7]) Werdmüller, Memorabilia Tigurina II, 1790, S. 137.

[8]) Etwas zum Andenken an Junker Hs. Kaspar Escher, Pfarrer zu Bonstetten, verfaßt von S. V. Der E. Aszetischen Gesellschaft mitgetheilt im April 1821.

[9]) Heinrich Vögeli, geb. 1722, 1750 Diakon bein Predigern in Zürich, 1784 Pfarrer daselbst und Chorherr, gest. 1796, war ein Vetter des Pfarrers zu Stein. Er stund im Rufe eines „überaus liebreichen und gelehrten Mannes." Doch ist keinerlei Förderung seines Pathen durch ihn nachweisbar. Wir haben seinen Namen nie erwähnt gefunden.

[10]) Nekrolog auf Vögelin von K(arl) W(ilhelm) F(äsi) im Kirchenblatt für die reformirte Schweiz, V. Jahrgang, 1849 Nr. 4, S. 27.

[11]) Ueber Hottinger (1750—1819) vgl. das Neujahrsblatt von den Chorherren 1831.

[12]) Ueber Steinbrüchel (1727—1796) vgl. das Neujahrsblatt von den Chorherren 1818.

[13]) H. Kaspar Orell, geb. 1757, ward 1779 Professor der Kirchengeschichte, 1786 Professor der Biblischen Hermaneutik, 1800 Professor der Philosophie und Chorherr und starb 1809.

[14]) S. Vögelin, Das Alte Zürich, 2. Auflage, 1883, S. 551.

[15]) Salomon Klauser, geb. 1745, ward 1786 Pfarrer am Waisenhaus, 1794 Helfer am Großmünster, und starb 1796.

[16]) Die „Briefe über den neuen Sektennahmen Lavaterianismus", in der einzigen uns bekannten Ausgabe zu Hannover 1793 gedruckt, sind eine geistvolle und im Wesentlichen treffende Vertheidigung Lavaters vom Standpunkt eines unbetheiligten Beobachters aus. Die Aeußerung Vögelis ist also dahin zu verstehen, die Briefe stammen nicht aus Lavaters Freundeskreis, seien nicht von ihm inspirirt, sondern eine unabhängige Stimme. Vgl. G. Geßner, J. K. Lavaters Lebensbeschreibung, III S. 253 ff.

[17]) In dem bei Geßner III, S. 330 ff. gegebenen Auszug aus dieser Predigt kommt die von Vögeli zitirte unglaubliche Stelle allerdings nicht vor.

[18]) Predigt über den dreizehnten Vers des vierzehnten Kapitels der Offenbarung Johannis, von der Seeligkeit entschlafener Christen. Gehalten Sonntags den 10. Herbstmonat 1792. Nach Pfenningers Tod. Zürich, gedruckt bei Johann Kaspar Näf, 1792.

[19]) „Examina rigida. Die Studenten des obern Kollegium werden nach alter Uebung nicht anderst aus einer Klasse in die andere promovirt, als durch sogenannte Examina Rigida, welche unter der Direktion des jeweiligen Rektors und in Beyseyn des gesammten Kleinen Schulraths gehalten werden, wobey von dem Promovendus aus der philologischen in die philosophische Klasse gefodert wird, daß er alle diejenige Pensa wol inne habe, welche in der philologischen Klasse traktirt worden sind; und eben so soll der Promovendus aus der philosophischen in die theologische Klasse mit allen denjenigen Kompendien hinlänglich bekannt seyn, welche über alle Theile der philosophischen Wissenschaften in dieser Klasse sind gelesen worden."

„Examina propædeutica. Wenn aber ein Student seinen Kurs in der theologischen Klasse absolvirt hat, und nun ein Kandidat des Predigtamts werden will, so muß er sich um den Zutritt zu den Actibus propædeuticis melden, welches ihm nach Befinden seines Profekts und seiner Sitten wird."

(J. J. Wirz, Urkundliche Verordnungen, welche die Geschichte des Kirchen- und Schulwesens in Zürich betreffen. I. 1793. S. 334.)

[20]) Oratio de magnis Philosophiæ in Religionem meritis. Habita die 24. Julii 1794. S. V. Stud. Theol. Mscpt.

[21]) Positiones physicæ, quas — proponit. Io. Henricus Rahn, M. D. Phys. et Mathes. Prof. Tiguri Typis Gessnerianis MDCCXCV. — Prologus ad Disp. Phys. die (15.) Jul. 1795. S. V. Mscpt.

[22]) Commentatio theologica de studio firmitatis in cognoscenda veritate divina, quam — disquisitioni subjicit — Felix Nyscheler S. Th. Prof. etc. Turici, ex officina Gessneriana. MDCCXCV.

[23]) Dissertatio theologica — de poenis divinis in futuro seculo, quam præside Jo. Chr. Toblero S. Th. Prof. defendent S. Min. Candidati S. V. etc. Turici, ex officina Gessneriana MDCCXCV. — Prologus ad Disp. Theolog. die 21 Sept. 95. S. V. Mscpt.

[24]) Mscpt.

[25]) Commentatio in locum Paulinum ad Philippenses IV, 4—6. Pars I, quam — disquisitioni subjicit Felix Nyscheler S. Th. Prof. — Turici ex officina Gessneriana MDCCXCVII.

[26]) Bericht des Pfarrvikars S. Vögelin über die Kirchen- und Schulverhältnisse in Stein, an die Verwaltungskammer des Kantons Schaffhausen, vom 13. August 1798.

[27]) Daselbst — Dr. Melchior Kirchhofer, Pfarrer zu Stein, Aufruf zu Gunsten des Neubaus der Kirche zu Ramsen, vom 8. November 1840 — Bächtold, Geschichte der Pfarrpfründen im Kanton Schaffhausen, S. 231 ff.

[28]) Dankschreiben der reformirten Bürgerschaft von Ramsen vom 2. Juli 1841 an S. V.

[29]) Johannes Büel, Ein Lebensbild nach Briefen entworfen von J. Böschenstein, Pfarrer in Stein. Schaffhausen 1872. — Vgl. die Skizze über Büel von F. Zehender, in Hunzikers Geschichte der Schweizerischen Volksschule, I, S. 256 ff.

[30]) Johann Rudolf Fischer von Bern. Eine historisch-pädagogische Studie von Siegfried Abt, Frauenfeld 1882, S. 114.

[31]) Kurzes biographisches Denkmal auf Herrn Georg Kappeler, gewesenen evangelischen Pfarrer zu Frauenfeld; der Schweizerisch-Gemeinnützigen Gesellschaft vorgelegt im August 1819 von S. V. (Der Gemeinnützige Schweizer. Eine von der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft herausgegebene Monatsschrift. Dritter Jahrgang. Viertes Heft. Zürich 1819. S. 253—265.

[32]) W. Lübke, Geschichte der Renaissance in Deutschland. 1. Aufl. 1873. S. 237 ff. 2. Aufl. 1882. Bd. II. S. 253 ff. — Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde. 1881. Nr. 4. S. 201 ff. 1882. Nr 2. S. 270 ff. Nr. 3. S. 301 ff.

[33]) Vgl. die Mittheilungen der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler. Lieferung 2. Die Façadengemälde an dem Hause zum weißen Adler in Stein a. Rh. 1883.

[34]) Diese Chorstühle wurden auf Betreiben des Pfarrers Dr. Melchior Kirchhofer entfernt, wie es heißt, weil er durch dieselben die Akustik der Kirche beeinträchtigt glaubte.

[35]) Zeichnungen in Vögelins Besitz. Vgl. A. Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz. II. S. 29 ff.

[36]) Aufzeichnungen von J. M. Usteri vom Jahre 1805. In Usteri's Nachlaß in der Sammlung der Zürcherischen Künstlergesellschaft L 46. Vgl. Nüscheler, a. a. O.

[37]) Der Amtmann Paulus Usteri war der Oheim einerseits des Dichters und Künstlers, nachmaligen Rathsherren, J. Martin Usteri, anderseits des Med. Dr., nachmaligen Staatsrathes und Bürgermeisters Paulus, und seines Bruders, des Professors Leonhard Usteri.

[38]) Vgl. Prof. Dr. Ferdinand Vetter, Das Kloster St. Georgen zu Stein a. Rh. Führer und Gedenkblatt für die Besucher.

[39]) Ueber diese Fresken vgl. Lübke a. a. O. — Eine eingehende Beschreibung der merkwürdigen Bilder wird Prof. Vetter in H. Janitschecks Repertorium für Kunstwissenschaft, Bd. VII, geben.

[40]) Siehe J. M. Usteri's Aufzeichnungen von 1805. Die Glasgemälde vom Rathhause kamen nachher ins Schützenhaus, wurden dann aber vor einigen Jahren mit denjenigen von der Herrenstube wieder auf das Rathhaus versetzt, wo sie nunmehr ihren festen Stand haben.

[41]) Hermann Meyer, Die Schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom XV. bis XVII. Jahrhundert. Frauenfeld 1884. S. 293—296. — Vgl. Anzeiger für Schweizerische Alterthumskunde. 1869. Nr. 2. S. 53 ff. — Offizieller Katalog der Schweizerischen Landesausstellung. 1883. Spezialkatalog der Gruppe XXXVIII: „Alte Kunst." S. 69—71. Nr. 149—163.

[42]) Schreiben des Pfarrvikars S. V., im Schaffhauser Staatsarchiv.

[43]) Erlaß des Regierungsstatthalters des Kantons Schaffhausen an den Bürger Pfarrvikar Vögelin von Ramsen vom 16. Oktober 1798.

44) Bericht der Geistlichen von Stein vom 2. Januar 1799 an den Bürger Stockar, Präsident des Kirchen- und Schulrathes in Schaffhausen. Staatsarchiv Schaffhausen.

45) Eintrag Vögelin's in's Pfarrbuch unterm 22. Mai 1799: „B(ürger) Salomon Vögelin von Zürich, Pfarrer der Gemeine allhier, anno æt. 71. mens. 6. dieb. 3. muneris 27. scripsit filius lugens."

46) Abschieds-Predigt, gehalten in der Kirche zu Stein a. Rh., Sonntags, den 15. Brachmonat 1800. Von S. V., Pfarr-Vikar daselbst. Zürich, gedruckt bey David Bürkli 1800.

47) Eintrag Vögelin's in's Pfarrbuch unterm 25. Februar 1800: „B. Johann Heinrich Harder, B. Johannes Harders des ehem. Rathes allhier und Obervogt zu Bibern ehelicher Sohn æt. 24 ann. 9 mens. obiit febri grass. Cujus mors patri . . . . tantæ lætitiæ fuit, ut — incredibile dictu — qui mortuum extulerant juvenibus epulas inter canendum et saltandum peragendas in publico diversorio instruxerit!!!"

48) Bericht Büels an J. G. Müller vom 27. Juli 1799 bei Böschenstein S. 17 ff.

49) Religion, ein Bedürfniß für Verstand und Herz. Eine Gast-Predigt, gehalten in der Kapelle im Bade Pfeffers, Sonntags, den 12. Heumonat, 1801 von S. V. V. D. M. von Zürich MDCCCI.

50) Ueber den Chorherrn Felix Herder, geboren 1741, gestorben 1810, vergleiche das Neujahrsblatt von der Chorherrenstube 1811.

51) Das ausführliche Protokoll über die 30 ersten Zusammenkünfte der schriftforschenden Gesellschaft von Vögelins Hand liegt noch vor.

52) F. Meyer, die asketische Gesellschaft in Zürich, Festschrift zur Feier ihres hundertjährigen Jubiläums. 1868. Vergleiche G. Finsler, Zürich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts II. (Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich, 1879) S. 35 f.

53) Der Nachruf: „Ein mattes, thränenbenetztes freylich bald verwelkendes Veilchen auf meines Schultheß Grab. Den 23. Herbstmonat 1802" fordert die überlebenden Freunde Schultheßens und unter diesen auch „Salomon Vögeli, Mitarbeiter an den biblischen Erzählungen für unsere dermahlige Jugend" auf, sich zu einem biographischen Denkmal für den Verstorbenen zu vereinigen.

54) An die sämmtlichen Menschenfreunde, welche an der Besorgung der Famikie des sel. Herrn Diakon Georg Schultheß thätlichen Antheil nahmen 1—12 Nachricht, 1802—1813.

55) Relation betreffend die Spittalschule vom May 1801 bis May 1806 von S. V. V. D. M. Manuskript.

56) Johann Caspar Lavater, der Dichter. Eine Rede von J. E. Schultheß. 1801.

57) Vergleiche den öffentlichen Dank der Familie für diese Todtenfeier: „Johann Caspar Lavaters Familie an die beyden Musik-Gesellschaften Zürsch's. Am 26. Februar 1801" (Gedicht).

58) Psalmgebete und Predigt bey der Wiedereinweihung der Waisenhauskirche. Vorgetragen Sonntags den 4. Christmonat 1803. Von S. V., Pfarrer am Waisenhause. Zürich 1803.

59) Beschluß des Stadtrathes vom 26. Juni 1806.

60) Neujahrsblatt des Waisenhauses für 1850.

61) Siehe Note 46 u. 49.

62) Predigt bei Anlaaß des am 2. Herbstmonat erfolgten schauervollen Natur-Ereignisses im Kanton Schwyz. Gehalten in der Wayfenkirche zu Zürich, Sonntags den 21. Herbstmonat 1806, von S. V., Pfarrer. Zürich bey David Bürkli 1806.

Erweckungs-Predigt zu einer milden Steuer für die Cantone Schwyz und Unterwalden, gehalten in der Wayfenkirche zu Zürich, Sonntags den 25. Wintermonat 1806. Von S. V., Pfarrer. Zürich bey David Bürkli 1806.

Von der ersten Predigt veranstaltete der Verleger eine zweite Auflage, was er dem Verfasser mit folgenden Worten anzeigt: „Seit der Revolution ist sonst der Verkauf von Predigten, was der Verkauf incurrenter Geldsorten. Ehmals verkaufte man eine Auflage von 500, 700, 1000 bis 1200 bey außerordentlichen Ereignissen und von Predigern wie der selige Lavater. Jetzt dankt man den Göttern, wenn man 150 bis 200 Predigten absezen kann. Ita tempora mutantur. Ich wette, Ulrich ist bey dem Verkauf von Geßners Predigt [Einladung zur Steuer für die durch den Bergsturz im Kanton Schwyz und die Ueberschwemmung in Unterwalden beschädigten Eidgenossen, Zürich, Ziegler und Ulrich] nicht bis zum Dank an die Götter gelanget, desto größer war meine Freude, nicht blos für mich, sondern gewiß auch für Sie, daß sich gegen 400 (Ex.) Ihrer Predigt vergriffen haben" ꝛc.

63) Kulturgeschichte der letzten 70 Jahre und eigene Entwicklung. Sommer-Semester 1859.

64) Kirchenblatt für die reformirte Schweiz. V. Jahrgang, Nr. 4, 22. Febr. 1849, S. 27 f.

65) Entlassungs- und Verdankungsschreiben des Stadtrathes an Vögelin vom 11. April 1820.

66) Auch über Vögelins Thätigkeit in der Waisenhauspflege nach seinem Rücktritt von der Pfarrstelle giebt das Neujahrsblatt des Waisenhauses von 1850 eine aus den Akten geschöpfte Darstellung.

Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

Neue Reihenfolge.

1842—1848.	Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. 7 Hefte.
1849—1850.	Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. 2 Hefte.
1851.	Leben Johann Kaspar Orelli's.
1852.	Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux.
1853—1854.	Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Großmünster. 2 Hefte.
1855.	Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser.
1856—1858.	Geschichte der schweizerischen Neujahrsblätter. 3 Hefte.
1859.	Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen.
1860.	Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube.
1861.	Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich.
1862—1863.	Das Münzkabinet der Stadt Zürich. 2 Hefte.
1864.	Briefe der Johanna Grey und des Erzbischofs Cranmer.
1865.	Erinnerungen an Zwingli.
1866.	Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich.
1867.	Das Freischießen von 1504.
1868.	Der Kalender von 1508.
1869.	Herzog Heinrich von Rohan.
1870.	Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777.
1871.	Konrad Pellikan.
1872—1873.	Die ehemalige Kunstkammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. 2 Hefte.
1874.	Die Legende vom heil. Eligius.
1875—1876.	Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrter, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich.
1877—1878.	Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. 2 Hefte.
1879—1882.	Die Holzschneidekunst in Zürich im sechszehnten Jahrhundert. 4 Hefte.
1883.	Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Großmünster
1884.	Lebensabriß von Salomon Vögelin, Pfarrer und Kirchenrath.